Tiecks William Lovell

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt

von

Fritz Wüstling

aus Coswig i. Anhalt

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1911

Tiecks William Lovell

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt

von

Fritz Wüstling

aus Coswig i. Anhalt

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras

1911

Referent: Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ph. Strauch.

Tag der mündlichen Prüfung: 8. Mai 1911.

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät erscheint nur ein Teil der eingereichten Arbeit als Dissertation. Vollständig wird sie unter dem Titel „Tiecks William Lovell. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts" veröffentlicht als Band VII der im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. erscheinenden

„Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur",

herausgegeben von Franz Saran, Professor an der Universität Halle.

Meiner Mutter

Dem Andenken meines Vaters

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41544727_0071

Inhaltsübersicht.

Seite

Literatur VII

I. Kapitel. Ergebnisse der Forschung über Entstehungszeit, Charaktere und Gehalt des „William Lovell" 1

II. Kapitel. Analyse des Romans.

§ 1. Vorbemerkung 12

a) Die Egoisten und Freigeister.

§ 2. Der alte Burton 13

§ 3. Rosa 19

§ 4. Andrea 24

b) Die Schwärmer.

§ 5. Balder 30

§ 6. Emilie Burton 35

§ 7. William Lovell 37

c) Die ausgeglichenen Charaktere.

§ 8. Eduard Burton 56

§ 9. Amalie Wilmont 60

§ 10. Walther Lovell 62

§ 11. Karl Wilmont 65

§ 12. Mortimer 67

d) Gehalt 71

I. Die abgelehnte Denkart 74

II. Positive Anschauung 76

Inhalt des III. und IV. Kapitels der Buchausgabe 80

Literatur.

1. Allgemeine Literaturzeitung. 1795 u. 1797. Bd. IV.
2. Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer. I. Bd. Leipzig 1826.
3. Karl Rosenkranz, Ludwig Tieck und die romantische Schule. Studien. Berlin 1839.
4. R. Kausler, Tieck und die deutsche Romantik. Mundts Freihafen. 1839. Heft 3/4.
5. J. v. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.
6. R. Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. 2 Teile. Leipzig 1855.
7. Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. 4 Bde. Breslau 1864.
8. Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau usw. Leipzig 1867. Bd. I.
9. R. Haym, Die Romantische Schule. Berlin 1870.
10. H. Freiherr v. Friesen, Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825/42. 2 Bde. Wien 1871.
11. A. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Leipzig 1873[5]. Bd. 4.
12. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig 1874[5]. Bd. 5.
13. E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe. Jena 1875.
14. W. Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1878. I. Bd.
15. E. Schmidt, Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit. Berlin 1878.

16. H. Petrich, Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878.
17. H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Braunschweig 1879 [3]. 3. Buch.
18. A. Biese, Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888.
19. J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1890. II. Bd.
20. C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774/78. Halle 1892.
21. K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 4/6. 1891 [2], 1893 [3], 1898 [2].
22. W. Bernhardi, Ludwig Tieck. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 38. S. 254 ff. 1894.
23. G. Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793, mitgeteilt v. G. K. in Forschungen zur deutschen Philologie 1894. S. 183/86.
24. G. Klee, Tiecks Werke. Bibliogr. Institut. Bd. I.
25. K. Kohler, Das romantische Naturgefühl bei Tieck und Novalis. Dichterstimmen der Gegenwart 14, N. 1.
26. J. O. E. Donner, Richardson in der deutschen Romantik. Zeitschr. f. vgl. Litg. X, S. 1 ff.
27. J. Ranftl, Ludwig Tiecks Genovefa als romantische Dichtung betrachtet. Graz 1899.
28. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie. III. Leibniz. Heidelberg 1902 [4].
29. M. Dessoir, Geschichte der Neueren Psychologie. Berlin 1902 [2]. I. Bd.
30. D. Zelak, Tieck und Shakespeare. Programm Tarnopol 1902.
31. K. Haßler, Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne. Diss. Greifswald 1902.
32. Stanger, Zu den Romantikern. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Berlin. Bd. I/II.
33. E. Frey, Englische Studien. Bd. 32, S. 127.
34. O. F. Walzel, Görres' Stil und seine Ideenwelt. Euphorion X, S. 792/809.
35. E. A. Regener, Tieckstudien. Diss. Rostock 1903.
36. O. F. Walzel, Romantik, Neuromantik, Frauenfrage. Archiv für das Studium der neueren Sprachen 107, S. 253/76.

37. G. Witkowski, Ludwig Tiecks ausgewählte Werke. Hesses Verlag. Leipzig.
38. E. Ederheimer, J. Boehmes Einfluß auf Ludwig Tieck. Diss. Heidelberg 1904.
39. R. Huch, Blütezeit der Romantik. Leipzig 1905 [3].
40. W. Haus, Kant und die Romantik. Euphorion XIII, S. 502/14. 1906.
41. W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1906.
42. W. Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Tübingen 1907 [4].
43. J. Minor, Goethes Mahomet. Jena 1907.
44. K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. 3. Abt., 3. Bd. Berlin 1907.
45. J. Budde, Zur romantischen Ironie bei Ludwig Tieck. Bonner Diss. 1907.
46. W. Herzog, Paris in Kleists Briefen und in Tiecks „William Lovell". Euphorion XV, S. 713/16. 1908.
47. O. F. Walzel, Deutsche Romantik. Teubner Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 232. Leipzig 1908.
48. F. A. Schmid, Friedrich Heinrich Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems. Heidelberg 1908.
49. S. Krebs, Philipp Otto Runges Entwicklung unter dem Einfluß Ludwig Tiecks. Heidelberg 1909.
50. F. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Jena 1909.
51. A. Döll, Goethes Mitschuldigen. Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, herausgegeben von F. Saran. Nr. 3. Halle 1909.
52. J. Kremer, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller. Berlin 1909.
53. O. Freise, Die drei Fassungen von Wielands Agathon. Göttingen 1910.

I. Kapitel.

Ergebnisse der Forschung über Entstehungszeit, Charaktere und Gehalt des William Lovell.

Über die Entstehungsgeschichte hat Haßler[1]) bereits eingehend gehandelt. Beim Nachprüfen bin ich zu den gleichen Resultaten gekommen. Die Konzeption des Romans begann im engen Zusammenhang mit durchlebten Seelenkämpfen Ende 1792, die erste Niederschrift Anfang 1793. Die gesamte Dichtung war 1795 beendet.[2]) Im gleichen Jahre erschien der erste Band anonym in drei Büchern unter dem Titel: „William Lovell. Erster Band. Berlin und Leipzig, bei Karl August Nicolai 1795". Der gleiche Verlag gab 1796 die beiden anderen Bände heraus, die ebenfalls aus je drei Büchern bestanden.

Die Forschung über Charaktere und Gehalt des Tieckschen Romans ist meist aus dem Grunde fehl gegangen, weil sie mit fertigen sittlichen Maßstäben an den Roman herantretend den Haupthelden schnell verwarf und zudem die andern Personen zu wenig berücksichtigte.

Kurz nachdem der erste Band des „William Lovell" erschienen war, wurde dieser Teil zum ersten Male in der „Allgemeinen Literaturzeitung" vom Jahre 1795[3]) gewürdigt. Jenem Rezen-

[1]) Karl Haßler, Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne. Diss. Greifswald 1902. S. 1—8.

[2]) Ich benutze die erste Ausgabe der Jahre 1795/96 und zitiere z. B. I, 25 = 1. Band S. 25. Die Rechtschreibung habe ich hier wie bei anderen Zitaten meist modernisiert.

[3]) Allgemeine Literaturzeitung Bd. IV, Sp. 244 f.

senten erscheint Lovell als „ein sonderbares Gemisch von Schwärmerey und Raisonnement, als ein Mensch, der sich selbst mit Empfindungen täuscht, die er nicht hat, als ein Leichtsinniger, der schnell von einer Verbindung zu der andern übergehen kann, weil er keine aus Grundsätzen und Überzeugung eingeht, der sich durch andere leiten läßt, ob er gleichwohl einsieht, daß sie ihn ins Verderben führen, der daher auch auf dem Sprunge steht, sich zum Jünger einer egoistischen und sinnlichen Philosophie machen zu lassen." Bei der Kritik des zweiten und dritten Bandes der Tieckschen Dichtung aus dem Jahre 1797[1]) kommt Lovell noch schlechter weg. Hier ist er nur noch der „verächtlichste" und „ekelhafteste Mensch." Durch den Einfluß seines Vaters und seiner Freunde bereue er auf Augenblicke seine Taten, aber er sei zu ohnmächtig, sich von den Fesseln des Lasters loszureißen, ein Tor, „der aus Eitelkeit und Nachahmungssucht mit seinen Ausschweifungen großprahlen und sie gar noch mit Vernünfteleyen entschuldigen will." „Schauderhaft für den Leser" sei es zu denken, daß es solche Bösewichte gäbe wie Andrea. Wahrscheinlich sei der Roman eine Übersetzung.

Lovell wird hier verurteilt,[2]) ohne daß der Kritiker die feine psychologische Begründung Tiecks erfaßt, die begreiflich macht, weshalb der Jüngling von einem Standpunkt zum andern geht, ja daß ein tiefes Bedürfnis nach Wahrheit William so oft seine Ansicht wechseln läßt. Der Kritiker wäre wohl nicht zu seiner verkehrten, weil vollkommen einseitigen Aburteilung gekommen, hätte er auch die anderen Personen in den Kreis seiner Betrachtung gezogen.

Als zweiter ergreift Tieck selbst das Wort in der Vorrede zur 2. Aufl. des Romans v. J. 1813.[3]) In den Jahren seiner Jugend sei der „Sinn für das Schöne, Hohe und Geheimnisvolle entschlummert" gewesen. „Eine seichte Aufklärungssucht hatte sich der Herrschaft bemächtigt und das Heilige als einen leeren Traum darzustellen versucht ... Ein krankhaftes Beobachten kränklicher Zustände, welches allen Zusammenhalt im Menschen vernichten wollte, pries man unter dem vornehmen Titel der Psychologie." „Im Kampf gegen diese

[1]) Allgemeine Literaturzeitung Bd. IV, Sp. 196 f.

[2]) Gegen diese ungünstige Rezension schrieb bald Wilh. Schlegel im Intell.-Bl. d. Allg. Litt.-Ztg. 1798, Nr. 14, Sp. 112. Vgl. auch Fr. Schlegels Kritik Athen.-Fragm. Nr. 418, wo William als absoluter Phantast im guten und schlechten Sinne des Worts aufgefaßt wird.

[3]) Ludwig Tiecks Schriften, 1828, Bd. VI, S. 3 ff.

herrschenden Ansichten suchte der Verfasser früh einen Ruheplatz zu gewinnen, wo Natur, Kunst und Glaube wieder einheimisch sein möchten ... in diesem Kriege mit sich selbst und anderen suchte er der Gegenpartei ein Gemälde ihrer eigenen Verwirrung und ihres Seelenübermutes hinzustellen, der seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte."

In einer zweiten Äußerung sucht Tieck aus weiterer Erinnerung tiefer in den Gehalt einzudringen.[1]) Er berichtet, wie es ihn in der Entstehungszeit des Romans trieb, über Lebensprobleme ernsthaft zu grübeln. „Durch wieviele Bestrebungen mußte ich mich kämpfend winden, weil Freunde und Lehrer so weit von mir getrennt waren, daß sie nicht einmal die Möglichkeit meiner Zweifel begriffen, die Einwendungen und Fragen, die aus meinem Innern hervorwuchsen, mit den trivialsten Antworten abwiesen, und mich auf Bücher und Überzeugungen vertrösteten, die ich schon kannte und eben von ihnen den Ungrund und die Nichtigkeit der Weisheit und Sicherheit einzusehen gelernt hatte, auf welchen jene Wissenden so sorglos wie auf unerschütterlichen Fundamenten wohnten." Er wurde unwillig (S. XIV ff.), „daß man mit Wahrheiten, die man die heiligen nannte, mit Moral, Tugend, Religion und den Geheimnissen des Gemütes eben nicht anders verfuhr (d. h. man sprach gedankenlos, ohne innere Teilnahme, dogmatisch nach, was andere vorgesagt hatten). Mein Zweifel verschmähte es, weil ich ihn für die Kraft der Seele hielt, den Glauben und die Gegend der Religiosität wieder aufzusuchen, die sich mir völlig entfernt und verdunkelt hatten, aber ich meinte den leeren Enthusiasmus oder die sophistisierende Leidenschaftlichkeit so vieler Gemüter zu verstehen, die für die kräftigen und erleuchteten galten." Es hatte sich bei der Literaturrevolution eine neue Sekte gebildet. „Diese, auf die rasche Erhitzung ihres Gemütes eitel, stolz auf den Wert des Herzens, im Aufschwung der Leidenschaft das Höchste suchend, führten das Wort Genie, Kraft, Originalität immer im Munde und konnten sophistisch mit scheinbaren Tugenden ihren Egoismus verkleiden ... das Kühne, Geniale, sich Erhebende schien sich immerdar mit Schein und Trug, das Wahre, Gute, mit dem Engherzigen verbinden zu müssen ... Wie ging es aber dem, der sich zu keiner von beiden Parteien entschließen konnte und wollte?

[1]) Ludwig Tiecks Schriften, 1828, Bd. VI, Vorbericht zur zweiten Lieferung S. XI ff.

Und in dieser Lage befand sich der Autor, als er den ‚Lovell' entwarf und ausführte ... Das Bestreben, in die Tiefe des menschlichen Gemütes hinabzusteigen, die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, ..., die Verachtung des Lebens, die Anklage der menschlichen Natur, diese Aufgaben und finstern Stimmungen, die nicht oberflächlich hingemalt sind, sondern mit Ernst aufgefaßt, waren wohl die Ursache, warum das Buch bei seinem Erscheinen nur wenige, späterhin aber viele Freunde und Leser fand".

An beiden Stellen erfaßt Tieck mit sicherem Blick die dreifachen Strömungen, die in dem Roman fließen. 1. Gegen den Rationalismus und Dogmatismus, gegen „jene Wissenden," 2. gegen Gefühlsüberschwang und genialisches Treiben, wie es der Sturm und Drang in seiner Literatur z. T. zeitigte. Das Resultat dieser beiden Negationen ist 3. ein Positives: in der harmonischen Vereinigung jener Geisteskräfte liegt der Weg zur wahren Menschlichkeit. Die Analyse wird klar machen, an welchen Charakteren Tieck die Synthese gelungen ist und welche Stellung des Dichters zu diesen Fundamentalproblemen des Lebens daraus sich ergibt. Wenn wir das Ganze übersehen, müssen wir zugestehen, es ist ihm gelungen, sich über diese Einseitigkeiten zu einer festen Weltanschauung hindurchzuringen.

Tiecks erster Biograph Köpke[1]) weist auf den Zusammenhang des im Roman dargestellten und wirklich Erlebten hin. „Ein Seelenleben und Leiden war geschildert, wie es jeder, der die Gegensätze der Geisteswelt nicht ganz oberflächlich ansah, an sich selbst erfahren konnte; Verhältnisse und Charaktere gehörten unmittelbar der Zeitgeschichte an. Die Folgen der prahlerischen Starkgeisterei und des falschen Tugendprunkes verfolgte er durch die ganze Reihe ihrer unheilvollen Wirkungen, ... Er wollte die Notwendigkeit einer nüchternen Selbstbeschränkung anschaulich machen, einer Resignation, ohne welche der Mensch nicht leben kann.

Niemals vielleicht hatte ein jugendlicher ... Dichter, der selbst von Enthusiasmus erfüllt war, an seinem Helden ein furchtbareres Gericht vollzogen ..."

Richtig ist die Hervorhebung der Resignation als letzter Weisheit aller Kämpfe. Auch stimmt es, daß Tieck an seinem Helden mit poetischer Gerechtigkeit Gericht übt. Nur ist der Ausdruck ‚furchtbar'

[1]) Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. 2 Teile. 1885. 1. Teil S. 205 f.

ein wenig zu stark. Er wird auch der Grund sein, weshalb Haßler, seinerseits in das andere Extrem fallend, den Dichter mitten in den dargestellten Abgründen und Wirren bleiben läßt.

Rosenkranz[1]) schreibt über den „William Lovell“: er ist „das Tiefste und Eigentümlichste, was Tieck hervorgebracht hat (S. 282)“. „Die psychologische Tiefe, mit welcher die Charakterentwicklung Burtons und Waterloos, des Andrea, geschildert ist, muß die größte Bewunderung erregen. Der alte, am Christentum festhaltende Diener Lovells ist unübertrefflich, und Lovell selbst erscheint in der Folie des verständigen Mortimer, des formell geschmeidigen, eudämonistischen Rosa, des nordisch-zerrissenen, phantastischen, dämonischen Balder als der vielseitigste Anempfinder ohne allen Charakter. Lovell ist mit Werther verglichen ... Goethe rettete sich in seinem Werke so gut als Tieck in dem seinigen. In Lovell und Werther selbst dagegen findet nur die allgemeine Ähnlichkeit statt, daß beide mit melancholischer Skepsis kämpfen (S. 283)“. Die beste Charakteristik von William gibt nach Rosenkranz' Ansicht Andrea: ‚Du bist immer noch derselbe Mensch, der du warst, du hast garnicht die Fähigkeit, dich zu verändern, ...‘

„Eine geistreiche Genußsucht und Charakterlosigkeit Lovells und als Resultat der Zustand der Blasiertheit, sind das, wodurch dieser Charakter in unserer Literatur ganz neu dasteht ... Lovell ist der Charakter, durch welchen Tieck sich in den Besitz der Ironie brachte, mit dem Gehalte des Lebens, auch in den höchsten Beziehungen, ein selbstsüchtiges Spiel zu treiben (S. 285)“.

In dieser Würdigung steckt manche feine, treffende Bemerkung. Ja mit dem Hinweis auf Lovells Charakterlosigkeit, seiner melancholischen Skepsis, die freilich z. T. andere Ursachen hat als die Werthers, seines sanguinischen Temperaments und der maßlosen Subjektivität ist die Eigenart des Helden richtig gefaßt, nur ist William nicht der gleiche haltlose, nachahmungssüchtige Jüngling geblieben, wie Rosenkranz mit Andrea annimmt. Die scheinbare Charakterschwäche entspringt einer tiefen Sehnsucht nach Erkenntnis: Lovell sollte nach Tiecks Willen alle Lebenslagen und Ansichten durchkosten, mußte sie auch durchmachen, weil sein dämonisches Gefühl ihn trieb, bis er erfahren hat, daß zur Erfassung transzendenter

---

[1]) Karl Rosenkranz, Ludwig Tieck und die romantische Schule, Studien 1. Teil, 1839, S. 277 ff.

Werte Sinne und Verstand nicht ausreichen. Bei dieser Einsicht verfällt er in jene qualvolle Skepsis. Und diese wird Motiv für ihn, mit der Kraft des Gefühles zu versuchen, in das Reich des Wunderbaren einzutreten, wo er Ruhe und die verlorene Unschuld wieder zu finden hofft.

Eichendorff[1]) hebt auch die skeptische Natur des Lovell hervor, „wo Weltverachtung, Haß und Egoismus sich als Genialität brüsten, ...“ und versäumt ebenso, den tieferen Gründen für diese Charakteräußerung nachzugehen.

Haym[2]) sieht sich gleich anfangs, wenig günstig für Tieck, bei der Kritik des Lovell genötigt zu fragen, „was die Entwicklung eines solchen Weichlings, der die Beute jedes flüchtigsten Gefühls ist, alsobald bereit, jede Erregung seiner Leidenschaftlichkeit mit klügelnden Reflexionen zu beschönigen ..., für ein sittliches oder poetisches Interesse haben kann?“ Daß Lovell zeitweise eine Marionette an der Hand des Andrea ist, fehlt grade noch, „um jeden Anteil an dem Menschen, dem handelnden Menschen Lovell vollends tot zu machen“. Sodann irrt nach seiner Auffassung Tieck, wenn er in dem Vorbericht zu den Schriften von 1828 behauptete, er habe in diesem Roman „die Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge zu enthüllen“ gesucht. Im Widerspruch mit des Dichters und Köpkes Anschauung stand nach Hayms Auffassung Tieck nicht über den Irrtümern seines Helden, über dem „Verbrecher“ wohl, aber nicht über seinen „lichtlosen Stimmungen“.

Nach dieser einseitigen Auffassung des Lovellcharakters möchte ich gegen Haym prinzipiell einwenden, daß seine literarhistorische Methode, die von moralisierenden Erwägungen ausgeht, dem Kunstwerk nicht gerecht werden kann. Auch er hat, wie Rosenkranz, nicht gesehen, daß die Erkenntnis von der Beschränkung im theoretischen Wissen ihn dem sittlichen Ruin zutreibt. Wäre er, eindringend in die Intentionen des Künstlers, der zeigt, wie Williams besseres Selbst niemals zugrunde geht, wie dieser sittliche Instinkt ihn immer wieder dem Sumpf entreißen will, von dem Geist der Dichtung ausgegangen, so würde er auch milder darüber geurteilt haben, daß William an Blumen seine Verirrungen büßen will, d. h. im Verkehr mit der guten Natur. Schließlich ereilt ihn ja auch die Hand der aus-

[1]) J. v. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland, 1847, S. 111.

[2]) Rudolf Haym, Die romantische Schule, 1870, S. 43—50.

gleichenden Gerechtigkeit, und es liegt genug Sühne darin, daß er in dem Augenblick fällt, wo er in sich gefestigt ein neues Leben beginnen will.

Haym setzt seine Kritik fort: „Die Rätsel des Lebens führen ... den tiefer angelegten, schwermütigeren Balder ... in die Verzweiflung des Wahnsinns; und hier vollends ist von einem beabsichtigten Gericht, von einer höheren poetischen Gerechtigkeit keine Rede". Ist aber der Verfall in Irrsinn noch nicht Buße genug für einen, der nicht Maß zu halten weiß mit den Kräften seiner Natur, der glaubt, die Schranken menschlicher Erkenntnisbedingungen durchbrechen zu können?

Burton und Andrea werden von Haym richtig als absolute Bösewichter skizziert. Er fragt dann nach den positiven Figuren. Der Diener ist bei seiner Ruhe so einfältig, daß er nicht Tiecks Ideal sein kann. Die anderen schützten nicht „Grundsätze und Überzeugungen", sondern „ihr glückliches Naturell" vor ähnlicher Skepsis und Verbrechen. „Eben deshalb sind sie, wie billig, von einer ganz widerwärtigen Weichheit, Bescheidenheit und Duldsamkeit gegen die sittlichen Verirrungen anderer". Das sei „nur die Kehrseite der Verzweiflung, nur die dürftige Auskunft der ermüdenden Ratlosigkeit, die Resignation des Pessimismus". „Nicht überwunden, sondern nur halb beiseite gebracht ist der Geist der zweifelsüchtigen Schwermut. Eine höchst laxe, eine durchaus unfertige Weltansicht hat dieses Buch diktiert".

Die Frage, ob Tieck mit den hier behandelten Problemen innerlich fertig war, ist zu bejahen, wie die Analyse des Ganzen zeigen wird. Haym mußte zu seinen ablehnenden Urteilen kommen, weil ihm die Dreiheit der oben dargelegten Tendenzen, der Grundgedanke der Dichtung, entgangen ist. Somit blieb ihm auch die Seele des Romans verborgen: der Kampf um Aufklärung über die Lebensprobleme, die ein werdender großer Dichter selbst durchlebt hat, die Erkenntnis eines genialen Menschen, daß sie mit dem Verstande nicht zu lösen sind, und der hoffnungsfreudige Ausblick in die Zukunft bei den als positiv zu erweisenden Personen: Teilnahme an der Arbeit für das Wohl der Menschheit.

Gervinus[1]) bezeichnete den Helden als einen „von jenen Genies, die Leben und Seele verschwenden, aus Verderbnis in Verderbnis

[1]) G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 1874[5], Bd. V, S. 728.

rennen, um dem Außerordentlichen nachzugehen, die Menschenverachtung, Haß, Egoismus zum Prinzipe der Welt machen, Gut und Bös in der Natur und im Menschen in Eins werfen und sich an einem blinden Fatalismus trösten; doch ist die Geniezeit hier gleichsam ausgeläutet, denn diesem Helden gegenüber steht das Glück der mittleren Bescheidung in das beste Licht gerückt".

Mit der letzteren Bemerkung trifft er den Kern, versäumt aber die Motive zu jenem oben gerügten rücksichtslosen Großtun aufzudecken.

Hettner[1]) hat ein Gefühl für die Tragik, die in dem Roman lebt. Er ist für ihn „eine Dichtung, die, wenn ihr nicht die drastische Kraft innerlich folgerichtiger Charakterzeichnung und der feste Griff einheitlich fortschreitender Handlung fehlte, zu dem Gewaltigsten, aber auch Allerfurchtbarsten gehören würde, was die menschliche Phantasie an öder schreckhafter Herzensverzweiflung ersonnen hat. Der Held, eine an sich edle Natur, empfindsam, schwärmerisch, voll reinster Begeisterung für Natur und Menschheit, aber haltungslos und im Sinn der neuen Kraftmenschen in der leidenschaftlichen Erhitzung des Gemütes das Höchste suchend, stürzt sich in nichtswürdiger Sophistik von Orgie zu Orgie und in dieser von Verbrechen zu Verbrechen".

Leider berücksichtigt dieser Historiker, der sich einmal von dem Geist der Dichtung hat anwehen lassen, nicht die positiven Charaktere.

Bernhardi[2]) tadelt, nachdem er Tiecks eigne Worte über seine Dichtung referiert hat, das Vordringen der Reflexion vor anschaulicher Schilderung, wobei er übersieht, daß es dem Dichter im Grunde nur auf die Analyse eigentümlicher seelischer Zustände und die Erörterung philosophischer Fragen ankam.

Nach Witkowskis[3]) Ansicht reizte es Tieck, dem Vorbild von Jonsons Lustspiel ‚The New Inn' und Rétifs ‚Paysan perverti' folgend, „den verderblichen Einfluß des Temperaments und der schlechten Gesellschaft zu zeichnen". Indessen kommt Jonson, wie später nachzuweisen sein wird, kaum in Betracht. Richtiger aber fährt er fort: „Wie der ‚Wilhelm Meister' hat auch der ‚Lovell' erst seine

---

[1]) H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, 1879³, III₃ S. 433.

[2]) W. Bernhardi, ADB Bd. 38, S. 254.

[3]) G. Witkowski, Ludwig Tiecks ausgewählte Werke. Hesses Verlag. S. XXVII ff.

endgültige Gestalt empfangen, als der Dichter bereits die darin geschilderten Seelenzustände überwunden hatte".

„Scheinbar stimmt die Tendenz mit der Aufklärung überein; denn die Genialität, die mit dem Leben spielt, das Übermaß an ungebändigter Kraft und die ausschweifende Phantasie werden als zerstörende Mächte dargestellt". In Rom „wird sein Freund und Lehrer ein ausgebrannter Wüstling, Balder, für den Freude und Genuß gleichgültig geworden sind, der im Wahnsinn das einzige Glück, zu dem er noch fähig ist, erlangt. Zuweilen scheint sich Lovell gewaltsam emporzurütteln und sich zu einer neuen Weltanschauung zu erheben, die schon den Einfluß der Philosophie Fichtes verrät". „Aus der Verzweiflung sucht er schließlich seine Zuflucht wieder wie Abdallah im Umgang mit der Natur". „Er wollte die Notwendigkeit einer nüchternen Selbstbeschränkung anschaulich machen, . . ."

W. scheint Balder mit Rosa zu verwechseln. Fichtes Einfluß scheint zweifelhaft. Mit Recht nimmt W. ein nur scheinbares Paktieren Tiecks mit der Aufklärung an. Welche Rolle und welche Berechtigung die Macht des Gefühls im Roman hat, darüber sagt er uns nichts. Somit kann er auch nichts über die Gründe angeben, die Balder zum Wahnsinn drängen.

Klee[1]) mißt dem Werke geringen Wert bei. „Nur noch wegen seines Verfassers" errege es Interesse. Der Held ist ein „elender Schwächling". „Dadurch wird das Buch zu einem der widerwärtigsten unserer Literatur, wenn wir auch den Fortschritt in der Kunst der Seelenanalyse und seine im Grunde sittliche Absicht nicht verkennen wollen".

Auch er hat den wechselseitigen Einfluß von Sittlichkeit und philosophischer Erkenntnis in diesem Roman falsch gefaßt. Es verhält sich umgekehrt als Klee meint: nicht ist Lovell erst bar jeden sittlichen Halts und scheitert infolgedessen an einer klaren Betrachtung der Welt, sondern, getrieben von edlen Gefühlen und Absichten, versucht er sich, wegen der scheinbaren Unmöglichkeit eine theoretisch gesicherte Stütze zu finden, in allen möglichen Überzeugungen, aber stets mit dem Glauben, hier den Sinn der Welt offenbart zu erhalten.

---

[1]) G. L. Klee, Tiecks Werke. Bibliograph. Institut. Einleitung Bd. I, S. 15 ff.

Haßler[1]) meint: „Sich selbst mit allen seinen inneren Nöten, ... stellt der Verfasser unter der Gestalt des Herrn William Lovell dar". „Tieck selbst hat sich zwanzig Jahre später hierüber getäuscht, wenn er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Romans, II, V, 1813 sagt, im Kampf gegen die herrschenden Ansichten habe er schon früh einen Ruheplatz zu gewinnen gesucht, ... die nüchternen, philiströsen Aufklärungs- und Verstandesmenschen der damaligen Zeit — sie hat er S. IV als jene Gegenpartei und herrschende Richtung geschildert — konnten sich unmöglich in dem Helden des Romans wiedererkennen. Dieser sentimentale, reizbare, enthusiastische, sich selbstüberschätzende Schwärmer, der sich in sittlicher Verderbnis immer mehr verstrickt und völlig grundsatzlos, schließlich zum gemeinen Verbrecher herabsinkt, könnte viel eher ein warnendes Abbild einzelner zum Libertinismus und Cynismus neigenden Romantiker sein ..."

Haßler übersieht, welche verhängnisvollen Anschauungen nach Tieck aus einem einseitigen Verstandestum folgen, das er immer gleich Egoismus und meist gleich Materialismus setzt, und daß noch einer zweiten Gegenpartei ihr Spiegelbild im Roman vorgehalten wird: den sentimentalen Schwärmern und den gefühlsstarken Enthusiasten.

Sodann wendet sich Haßler gegen Köpke, der, wie oben ausgeführt, von einem Strafgericht spricht, das der Verfasser an seinem Helden vollzogen habe, der als Grundstimmung des Romans die Resignation kennzeichnet. H. zitiert zur Stütze seiner Ansicht auch Haym, der ebenso leugnete, der Verfasser habe über den Zweifeln und Verirrungen gestanden. An meiner Anschauung aber, daß Tieck doch schon in der Lage war, kritisch zu den behandelten Problemen Stellung zu nehmen, wird Haßlers Nachweis auch nichts ändern, Haym habe übersehen, „daß jene Ausführungen Mortimers[2]) sich in der ersten Ausgabe des Romans III, 375 ff. garnicht finden, daß sie ein Zusatz sind, erst 17 Jahre später der zweiten Ausgabe 1813, II, 311 ff. (vergl. die dritte Ausgabe 1828, II, 275 ff.), eingefügt. Das allein schon genügt, die Grundlosigkeit der Köpkeschen Behauptung zu erweisen, daß der jugendliche Dichter von

[1]) K. Haßler a. a. O. S. 2 ff.

[2]) Schr. VII, 275: „Im Mäßigsein, im Resignieren liegt jenes, was die Enthusiasten nicht Glück nennen wollen, und dem ich doch keinen andern Namen zu geben weiß".

Anfang an die Notwendigkeit einer nüchternen Selbstbeschränkung ... habe anschaulich machen wollen."

Die Betrachtung aller Personen[1]) wird zeigen, daß eine Scheidung in negative und positive möglich ist, wobei die letzteren zu einer Weltanschauung sich durchringen, die Maßhalten mit Verstand und Gefühl fordert, sodaß als Resultat eine Resignation des Optimismus erscheint.

[1]) Auch ich habe auf die selbständige Analyse einiger Charaktere des Romans mit Recht verzichten zu können geglaubt, weil sie nur ein Schattendasein im Ganzen der Dichtung führen. Es sind das die beiden alten Diener Thomas und Willy, Ralph und Betty Blackstone, die Italiener Adriano und Franzesko und die Hetären. Diese letzteren ausgenommen, ist einiges unten auf S. 128 über jene Nebenfiguren gesagt.

II. Kapitel.

Analyse des Romans.

§ 1. Vorbemerkung.

Ich will kurz den wahren Gedankengehalt des Romans, wie er in Bemerkungen zu den früher aufgetretenen kritischen Ansichten des vorigen Kapitels schon flüchtig angedeutet ist, darlegen. Die Analyse wird den Beweis zu dem hier Behaupteten zu erbringen versuchen.

Der Dichter wendet sich im „William Lovell" erstens gegen die verstandestüchtige Aufklärung. Indem nach Tieck der Aufklärer glaubt, das Individuum auf eine Formel bringen, es berechnen zu können, erhebt er sich über seine Mitmenschen. Das gelingt, weil er sein Gefühl, das ihn in Liebe, Mitleid und Sehnsucht mit den andern vereinigen würde, ertötet hat. So muß er zum Egoisten, zum Verächter von Welt und Mensch werden. Um diesen Standpunkt theoretisch zu rechtfertigen, sucht er dann zu beweisen, daß der Materialismus oder Sensualismus die einzig mögliche Weltbetrachtung sei. Der Verstand als Alleinherrscher ist also nach Tiecks Auffassung ein zersetzendes Moment, das den Glauben an den sittlichen Menschen und Gott vernichtet.

Ebenso steht Tieck mit starker Skepsis dem optimistischen System des Rationalismus überhaupt gegenüber, wonach das 18. Jahrh. im Anschluß besonders an Leibniz in der Welt nur Ordnung, Harmonie, Vollkommenheit und in Gott den Allgütigen zu sehen pflegte. Hier hat Kant dem Dichter das Gewissen geschärft. Sinne und Verstand dürfen sich nun nur noch im Reiche der Erscheinungen betätigen, die Vernunft vermag die Ideen von Gott, moralischer Freiheit und Unsterblichkeit nicht mehr zu beweisen. Der Glaube an Tugend, wie sie die Vernunft durch Erhebung der dunklen Gefühle zu klaren

und deutlichen Vorstellungen sichern sollte, beginnt zu wanken. So ist also Tiecks zweite Front gegen „moralische Gedunsenheit", wie Köpke richtig sagt, und gegen Dogmatismus in Erkenntnistheorie und Metaphysik gerichtet.

Dann aber bekämpft Tieck auch die absolute Herrschaft des Gefühls: diese führt einmal in weichlichen Enthusiasmus, sie genügt auch nicht als moralischer Instinkt zur sittlichen Lebensführung; zum andern treibt sie den, der das Gefühl durch Ekstasen als intuitives Erkenntnismittel benutzt, zum Wahnsinn. Für einen solchen Menschen, der durch Kraft des Gefühls sich im Verkehr mit übermenschlichen Kräften glaubt, besteht nach Tieck die zweite Möglichkeit, daß er bei seinem schwärmerischen Enthusiasmus in sich einen genialischen Kraft- und Wundermann bestaunt und so auch wie der einseitige Verstandesmensch zur Verachtung des gewöhnlichen Daseins und der Menschen kommt.

Das wirksame Palliativ gegen solche Überhebung, Skepsis und Melancholie findet der Dichter in dem richtigen Maßhalten zwischen den Überlegungen des Kopfes und den Trieben des Herzens. Mit dieser gesunden Mischung kann der Mensch sein Glück in der Arbeit für die Familie und die Not und Gebrechen der Menschheit finden, nachdem er weise auf die Erkenntnis übermenschlicher Wahrheiten verzichtet hat.

a) Die Egoisten und Freigeister.

§ 2. Der alte Burton.

Wir werden bei der Analyse mit den Personen beginnen, bei denen der Verstand alle anderen seelischen Kräfte überwiegt, und prüfen, welche Lebensanschauungen sie von dieser Geistesverfassung aus entwickeln.

Als ihr einseitigster Vertreter erscheint der alte Burton. Nichts erfahren wir von Jugendeindrücken, denen er sich hingäbe mit offener Seele und warmen Gefühl, ziellos, wahllos, wie es begeisterungsfähige Kinder zu tun pflegen, vielmehr ist es charakteristisch, daß die ersten Nachrichten ihn höchst bewußt und selbständig zeigen. In tagebuchartigen Notizen sucht er sich über Gesehenes und Gedachtes Rechenschaft zu geben. Er ist der *kühle, zielbewußte Rechner*, der Rationalist im schlechten Sinne.

Als solcher ist er nach Tieck Egoist und sucht diesen Standpunkt sophistisch zu rechtfertigen. Jeder habe, wie Burton sich glaubhaft machen will, bei allen seinen Handlungen stets einen bestimmten Zweck im Auge, nämlich den, die anderen zu hintergehen. Daß dem so ist, bezeugt nach seiner Ansicht die Tatsache, daß von den Menschen im Leben Verstellung geübt werde. Was war im Altertum die Redefigur der captatio benevolentiae für Angeklagte und Verteidiger anderes als ein Mittel, damit wider besseres Recht für seinen Vorteil etwas zu erreichen? Weshalb soll er sie daher nicht seinen Absichten nutzbar machen? (II, 397). Weiter, ist nicht die Forderung seines Erziehers, Verse zu machen nur eine Anleitung, nach dem Vorbild anderer „Lügen zu bauen"? (II, 399). Ja die Dichter überhaupt, die „herzbrechende Verse niederschreiben konnten", sind nach seiner Ansicht nur „Lügner vor sich selber." (II, 400). Hat er nicht ferner einen Beweis von der heuchlerischen Gesinnung der Menschen? Kondolierten nicht beim Tode seines Vaters die Leute, nur um sich zu empfehlen und seine schwachen Seiten zu erkunden (II, 403)? Und schließlich, hielt es nicht der große Cromwell für sein gutes Recht, sich zu verstellen, um die Menge auf seiner Bahn mit sich fortzureißen? In des genialen Engländers Schatten stellt sich Burton, um dessen Taten sophistisch in seinem Sinne zu interpretieren und zu dem Ergebnis zu kommen, daß jeder, der die Macht hat, sich für seine Interessen über die bürgerlich moralischen Gesetze hinwegsetzen kann (II, 410—16).

Eine andere erklügelte Begründung sucht er seinen egoistischen Neigungen zu geben durch Hinweis darauf, daß schon in der Natur des Menschen die Notwendigkeit zur Heuchelei liege. Wie mangelhaft ist schon die Sprache! Nach seiner Ansicht wollen die „Wahrheitsfreunde" nicht einsehen, daß unsere Sprache „schon für die Begriffe und Dinge, die sie bezeichnen soll, äußerst unpassend ist, daß schon diese die Unwahrheit sagt." Daraus leitet Burton sogleich eine Verpflichtung für sich ab, „ihr nachzuhelfen"! Mit der Zunge verhält es sich ebenso. Daher glaubt er sich berechtigt zu fragen, warum „soll ich den kleinen Teil meines Körpers, die Zunge, der Wahrheit widmen? Und wenn ich es wollte, wie kann ich es?" (II, 403). „Jeder redet im Grunde eine Sprache, die von der des andern völlig verschieden ist" (II, 409). Der Mensch kann doch nichts über die Grenzen seiner Veranlagung hinaus unternehmen, zumal auch alle die Erkenntnis vermittelnden Funktionen,

die „Sinne", die „Phantasie", die „Vernunft", trügen (II, 403). „Inwiefern mein Nachbar wirkt, kann ich nur erraten und ich muß daher auf meine eigene Beschäftigung achtgeben" (II, 409). Somit hat der Mensch nur die Möglichkeit, sich und seinen Vorteil zur Norm für seine Handlungen zu machen.

Seinem sophistischen Subjektivismus sucht er neuen Halt im Materialismus zu geben. Es kann nach seiner Ansicht kein sittliches Handeln geben, da jeder tun muß, wozu ihn sein Blut mit Notwendigkeit treibt. „Scheint es nicht, als wenn es völlig etwas Physisches wäre, was wir im Menschen immer zum Geistigen erheben wollen, daß sich die Erscheinung durch eine einzige Umwälzung in einem einzigen Momente verlieren kann?" (II, 426). Denn etwas Seelisches müßte doch Konstanz zeigen. Wir aber sehen im täglichen Leben, wie schnell die Tugend z. B. zu Fall kommen kann, genau so wie ein materieller Gegenstand durch einen anderen Körper im Augenblick zerstört wird. Da Burton, alt geworden, sich krank fühlt, ergreift ihn „eine seltsame Wehmütigkeit." Er deutet diese Stimmung in seinem Sinne: „Der Mensch hängt mit allen seinen Empfindungen bloß von seinem Körper ab" (II, 427). Diese neue Umlagerung der Teile seines Leibes läßt ihn ständig an Walther Lovell denken, sodaß er fragt: „Warum richtet sich mein Gedanke so unaufhörlich nach dir hin, wie die Magnetnadel nach Norden?" (II, 427). Bei seiner zunehmenden physischen Entkräftung fühlt er sich „freundlicher nach seinem Sohne und nach allen Menschen hingezogen." Aber auch diese menschliche Rührung deutet er sogleich materialistisch: „Wer weiß, in welchem gesunderen Teile meines Körpers meine vorige Empfindung lag [die ihn mit Stolz und Verachtung auf die anderen sehen und nur seine Werkzeuge in ihnen erblicken ließ], wer weiß, aus welchem umgeänderten meine jetzige entspringt" (II, 427).

Als praktische Konsequenz jener Erfahrungen und dieser Theorie ergibt sich ihm die Forderung rücksichtsloser Machtmoral. Da die Menschen lügen und betrügen, da unsere natürliche Konstitution es so gebietet, folgert Burton: Kann ich nicht mit den Menschen gehen, darf ich daher ohne Rücksicht auf sie handeln, muß ich also nicht danach streben, über sie zu stehen zu kommen, wenn mir die Fähigkeiten dazu gegeben sind? Demnach ist es einfach eine Pflicht der Selbsterhaltung, wenn man die Gegenspieler in der Maskierung zu übertrumpfen sucht. Frivol bekennt er, daß das Leben dann erst sich am lustigsten lebt, wenn die Geistlichen

und Lehrer, die die „Maskenhändler" sind, „von ihren eignen Larven hintergangen werden" (II, 400). Man muß sich nur als „unbefangen und dumm gutmütig ankündigen und so ihre Aufmerksamkeit einschläfern" (II, 399). Nur Narren reden wie sie denken (II, 402). Schwäche würde es nach seiner Meinung nur bedeuten, sich von der Gesellschaft in Fesseln schlagen zu lassen. Nur der Schwachköpfige übersieht seinen Nutzen, um andere zu schonen. „Für den Klügeren muß es keinen Zufall geben" (II, 406). Der ist der rechte Mann, der unabhängig sich auf sich selbst zu stellen weiß.

Am besten vermag nun der über andere zu herrschen, der Gegner jeder Gefühlsregung ist. Der reine verstandesmäßige Rechner sucht daher zu seinen selbstsüchtigen Zielen alle sympathischen Empfindungen des Herzens zu unterdrücken. Es besteht also für Burton im Leben die Notwendigkeit sich keinem zu vertrauen, „weil er in demselben Augenblicke über mir steht" (II, 408). „Freundschaft ist eines von den Worten, die im Leben am häufigsten genannt werden, und man muß eben sowohl Freunde als Kleider haben" (II, 409), d. h. sie nur als Gebrauchsgegenstände, als Objekte betrachten. Nicht phantastisch legt er ihnen deshalb hohe innere Werte bei, die sie bei nüchterner Beurteilung nicht haben können oder die ihm schließlich nichts einbringen: „Ich fordre von den Menschen nicht mehr als sie mir leisten, und dies vorher zu wissen, ist der Kalkül meines Umgangs; je gewisser ich diesen rechne, je mehr kenne ich die Menschen, und das ganze übrige Wesen von Zuneigung und Wohlwollen, uneigennütziger Freundschaft und reiner Liebe, ist nichts als poetische Fiktion . . ." (II, 409 f.). Höhere Gefühle, die über den Egoismus hinausweisen, will er nicht kennen. Seelische Erhebung durch die Dichtung erscheint ihm lächerlich. Eduard Burton klagt bitter über diesen Charakterzug seines Vaters: er „haßt die Begeisterung, mit der ich zuweilen von den Heroen des Altertums oder der Göttlichkeit eines Künstlers spreche, er sieht mit Verachtung auf diese kindischen Aufwallungen des Blutes hinab wie er jeden Enthusiasmus nennt. Er liebt Menschen, die sich nie aus den Gegenständen, von denen sie umgeben werden, verlieren können" (I, 40). Als einen Vorzug betrachtet es der alte Burton, noch nie von einem Trauerspiel gerührt worden zu sein (II, 399). Die Beschäftigung mit Poesie scheint ihm überhaupt verachtenswert, weil sie zu nichts führt, keinen materiellen Nutzen bringt. Sie ist eitler

Müßiggang (II, 399). Jugendliche Hitze nur kann jemand verleiten, sich zu vergessen, sich einem Menschen oder einem Kunstwerk hinzugeben. „Ich werde von keiner Erzählung in einen Enthusiasmus versetzt, der mir schaden könnte. Mein Blick richtet sich immer auf das große Gemälde des verworrenen menschlichen Lebens, und ich fühle, daß ich mich selbst zum Mittelpunkt machen, daß ich das Auge wieder auf mich selbst zurückwenden muß, um nicht zu schwindeln" (II, 408). In seiner Einseitigkeit ruht seine Macht.

Diesen Überzeugungen gemäß handelt er und enthüllt sich so als Schurke. Zum ersten Male wendet er seine Theorie gegen Walther Lovell an. Dieser betrügt ihn nach seiner Ansicht durch seine geschraubten Empfindungen. Also ist es umgekehrt sein gutes Recht, von dessen Freundschaft zu seinem Vorteil Gebrauch zu machen. Er ist boshaft genug, mit Waterloo sich zu verbünden, um diesem Lovells Geliebte zuzuspielen (I, 262). Als an der treuen Liebe der beiden Verlobten das schändliche Komplott scheitert, wirft Waterloo seinem Genossen vor, ihn übervorteilt zu haben. Doch frohlockend hält Burton gerade das für das Interessante, wenn ein Schelm den andern hintergeht (II, 418). Für das Verständnis des Ganzen scheint es notwendig zu betonen, daß gerade an einem Gefühl das wohlberechnete Vorhaben zuschanden wird. Noch ein zweites Mal verfolgt Burton Walther Lovell mit seinem Haß. Er beginnt den Kampf gegen ihn durch eine Urkundenfälschung (I, 184). Seine verbrecherischen Absichten haben Erfolg: zwei große Besitzungen Lovells fallen in seine Hände. Daß er vor nichts zurückschreckt, wenn es gilt, sein Ziel zu erreichen, zeigt wie schon sein Verhalten gegen Waterloo so auch seine Warnung an den Advokat Jackson, den er nicht schonen werde, falls er ihm im Wege sein wolle (II, 57).

Seinen Schändlichkeiten setzt er die Krone auf, wenn er sogar bei der Werbung um sein Ehegemahl nicht das Mittel der Heuchelei verschmäht. Er bewirbt sich um eine pietistisch gesinnte Lady, deren Mutter aufgeklärten Tendenzen folgt. Nun hat er die Stirn, von seinem Intriguenspiel offen zu berichten: „Die Mutter glaubt, ich spiele nur aus Liebe zu ihrer Tochter den Religiösen und um diese nachher von ihren Irrtümern zurückzubringen: die Tochter ist überzeugt, nur aus großer Liebe zu ihr finde ich die Mutter erträglich. Man darf nur ernsthaft vor sich selber heucheln, so ist die Heuchelei das leichteste Handwerk auf der Erde" (II, 419). Zu seiner Rechtfertigung meint er naiv: „Warum sollt ich nicht auf eine recht gute

Art den empfindsamen Verliebten spielen können, da es viele Dichter gibt, die sich poetisch irgend eine Liebschaft ersinnen ...? Meine Rolle ist bei weitem leichter, da ich doch einen wirklichen Gegenstand und noch überdies mit einem reichen Vermögen ausgestattet vor mir habe" (II, 421). Das war ja klar, ohne ein reales Motiv hätte er nicht um die Geliebte geworben.

Wie unmöglich ein Leben nach bloßen Überlegungen des Verstandes und im rücksichtslosen Egoismus ist, zeigt Tieck dadurch, daß Gewissen und Gefühl doch auch bei dem kalten Burton zu ihrem Rechte zu kommen suchen. Als dieser nämlich die captatio benevolentiae anzuwenden beginnt, empfindet er deutlich, nicht auf rechten Pfaden zu wandeln, denn er will dafür sorgen, „daß niemanden diese Betrachtungen über meine Lehrstunden in die Hände fallen" (II, 397 f). Ferner keimen kurz vor seinem Ende menschliche Empfindungen in ihm auf. Er war nach Eduards Mitteilung freundlich und zärtlich gegen diesen: „Er hätte sich mit der ganzen Welt so gern versöhnt und sprach oft mit vieler Rührung von Lovell, seinem gestorbenen Feinde. — Vor seinem Tode hat er noch viele Papiere verbrannt, die er mit nassen Augen betrachtete" (II, 367 f). Will Tieck nicht schließlich auch das keimhafte Vorhandensein religiösen Empfindens andeuten, wenn Burton nach einer Vergebung seiner Taten durch Walther Lovell bangt? (II, 427). Reue über sich selbst, Sehnsucht nach Liebe ergreift also auch diesen kalten Bösewicht. Nur wollte er es sich nicht gestehen, daß solche Empfindungen ursprünglich im Menschen liegen, daß Mitgefühl, Treue und Achtung selbständige seelische Regungen sind. Das tatsächliche Vorhandensein konnte er nicht leugnen, aber mit seiner philosophischen Denkweise wußte er sie auf Materielles, auf Umlagerungen in seinem kranken Leibe zurückzuführen. Wie verfehlt sein einseitiges Verstandestum war, zeigt Tieck weiter noch, indem er ihn in einer Verachtung der Welt, ja des eigenen Daseins enden läßt. „Das Leben und alles darin ist nichts, alles ist verächtlich und selbst, daß man die Verächtlichkeit bemerkt" (II, 427). Weil er selbst nichts Gutes in sich fühlt, muß er alle andern fürchten und für boshaft halten (II, 425). Vor allem wird ihm nicht das eine menschliche Gut zuteil: Liebe und Verehrung durch seine Mitmenschen. Alle Edlen wenden sich von ihm (I, 40. 98. 133. 248). In seiner Umgebung muß alles warme Leben erstarren: seine Gattin vergeht an seinem kalten Herzen (II, 422). Bei seiner einseitig intellektuellen Ausbildung

fehlt ihm jedes Organ zur Teilnahme an den beiden hohen Kulturgütern, Kunst und Religion.

Den Grund zur Einführung dieses Charakters sehe ich einmal in der dem Dichter gegebenen Möglichkeit, die Mannigfaltigkeit der seelischen Kräfte zu betonen und dabei zu zeigen wie man bei rein verstandesmäßiger Geistesdisposition sich am Reichtum seiner Natur versündigen kann; sodann in Burton den Vertreter jener in den Vorreden zu seinen Schriften gebrandmarkten Heuchelei vorzuführen, die nur durch Trugbeweise sich von der Schuld an ihren Verbrechen freispricht, die sich den Anschein gibt, als Ehrenretter für die großen Männer der Geschichte durch psychologische Erklärung ihrer Taten einzutreten, während sie in Wirklichkeit durch Verschweigen des höheren Motivs, das jene zu ihren Handlungen bestimmte, diese Ausnahmenaturen zu sich hinunterzieht, um auch für rein egoistische Absichten das Recht der Geniemoral zu erweisen. Solchen Naturen wollte er die Maske herunterreißen.

§ 3. Rosa.

In Burton trat uns der ganz einseitig orientierte Verstandesmensch entgegen, der prinzipiell alles Gemütvolle verwirft, der deshalb auch von allen anderen verworfen wird. Etwas umfassender in seinen geistigen Anlagen und infolgedessen ein wenig liebenswürdiger, nicht als die reine Verbrechernatur, ist Rosa dargestellt.

Seine Eltern, Italiener (I, 84), lebten in großer Armut und Abhängigkeit (III, 449). Seine Gesichtsbildung berührt äußerst sympathisch. Er hat ein selten „feines Gesicht, ein sprechendes Auge ...; einen Mund, gleich schnell sich in das freundlichste Lächeln und die Falten des bittersten Spottes zu legen" (I, 78 f). Diese letztere Charakteristik verrät geistige Regsamkeit. So erfahren wir in der Tat, daß er „viel Verstand und feine Welt" (I, 136) habe. Als Andrea ihn in jungen Jahren traf, bekam er von ihm den gleichen Eindruck: „Er schien nicht ohne Kopf, er konnte schnell etwas auffassen" (III, 449). Er ist ein Mensch so recht nach Mortimers Geschmack: „... kein Enthusiast, aber auch kein kalter, verschlossener Mensch ..." (I, 79). Auf Naturen, die sich rein gefühlsmäßig orientieren, wie Lovell, Balder und Willy, wirkt er indes abstoßend, wenn natürlich auch sie jene Vorzüge anerkennen müssen (I, 84. 136. 163. 192).

Eine Eigenschaft fehlt ihm, die durch seine Herkunft mitbedingt

sein wird: die Festigkeit und Selbständigkeit. Diese Schwäche hat Andrea als vorzüglicher Menschenkenner bald erspäht und ihn zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht (III, 449 f). Er lebt nur von den Ideen des Meisters (II, 59), kennt keine höhere Pflicht, als dessen Aufträge auszuführen (I, 180), ist von „einer tiefen Verehrung" zu ihm „hingerissen" (III, 181.)[1])

Rosas Unselbständigkeit im Leben paßt zu seiner erkenntnistheoretischen Ansicht: er ist Sensualist. „Alle unsere Gedanken und Vorstellungen haben einen gemeinsamen Quell, — die Erfahrung. In den Wahrnehmungen der Sinnenwelt liegen zugleich die Regeln meines Verstandes und die Gesetze des moralischen Menschen, die er sich durch die Vernunft gibt" (I, 317). Durch reine Selbstbesinnung auf die Fähigkeiten seines Bewußtseins kann also der Mensch sein Wissen nicht inhaltlich bereichern, auch vermag er dabei keine Sätze, betreffend logische Prinzipien oder Normen zur Lebensführung, in sich vorzufinden. „Alles, was die Sprache des Menschen Ordnung und Harmonie, den Widerschein des ewigen Geistes nennt: alles, was sie von der leblosen Natur auf den geistigen Menschen überträgt; — was sind diese Worte mehr als Worte? — Unser Verstand findet allenthalben in der Natur die Spuren des göttlichen Fingers, allenthalben Ordnung ... Unser Geist ist an diese Bedingungen geknüpft; in unserem Gehirn regiert der Gedanke der Ordnung, und wir finden sie auch außer uns allenthalben (I, 317 ff.). Alles, was wir denken und wollen, ist bedingt. Was wir als Grundsätze in unserer Vernunft erkennen, ist ein Produkt aus den Eindrücken der Umwelt. Eine willkürlich aufbauende geistige Kraft ist in unserem Innern nicht vorhanden.

Mit veränderter Außenwelt reagieren unsere geistigen Fähigkeiten in anderer Weise. „Es ist nichts Festes in uns ..., mit unserer veränderten Nahrung werden wir andere Menschen; je nachdem unser Blut schnell oder langsam fließt, sind wir ernsthaft oder lustig" (II, 264). Unser Denken und Fühlen ist also von einer

[1]) Bei solcher Abhängigkeit des jungen Italieners scheint es schwer, dessen eigene Ansichten von denen des Andrea zu scheiden. Indessen wird doch auf Grund seines individuellen Charakters, selbst bei geringer Unabhängigkeit, zum mindesten des Meisters Theorie in neuer Beleuchtung und neuer Schattierung erscheinen, sodaß eine Prüfung seiner Anschauungen zur größeren Klarstellung der Ansichten des Andrea nicht nur wertvoll, sondern im Hinblick auch auf die positive Ansicht Tiecks notwendig wird.

spezifisch chemischen Zusammensetzung der Teile unseres Körpers abhängig. Damit hat sein Standpunkt eine Umbiegung zum Materialismus erhalten.

Daher muß seine Ethik ein Determinismus sein, der jede sittliche Wertung verneint. Danach kann der Mensch also keine Ideale aufstellen, denen er nachstreben will. Wir müssen ja immer in bestimmter Weise auf bestimmte Motivationsgründe reagieren. Wenn das menschliche Leben, auch das geistige, sich nur in kausalen Abhängigkeiten bewegt, was ist dann Sittlichkeit und Pflicht, wonach ich meinen Charakter bilden könnte? Die Wahrheit und die Tugend sind nur „ein Schatten, ein Nebelphantom" (I, 317). In gleichem Sinne schreibt Rosa an Lovell: „Schämen Sie sich zu gestehen, daß Ihre Leidenschaft nun nach dem Genusse nicht mehr jenes stürmende, drängende Gefühl ist ...? Die Schuld davon liegt nicht an Ihnen, sondern an der Einrichtung unserer Natur, der wir uns unbedingt unterwerfen müssen" (II, 196). Deshalb hat es auch keinen Sinn, sich Illusionen zu machen, sich zur Wertung eines Gegenstandes zu zwingen. Fort mit falschem Enthusiasmus, der uns nur Qualen bereitet (II, 141 f.). Unsere Natur weiß viel besser, was ihr dient. Man darf dem Menschen also keine Falschheit und Treulosigkeit vorwerfen, wenn er z. B. eine Geliebte verläßt. Es liegt vielmehr ein ordnungsmäßiger Naturablauf vor, indem der Reiz, den seine sensiblen Nerven auffingen und so das Liebesgefühl erregten, mit der Zeit sich erschöpft. Nach jenen theoretischen Voraussetzungen ist alle Verantwortung unmöglich. Rosa verfährt ganz konsequent, wenn er aus diesen Prinzipien heraus Lovells sittliches Empfinden einschläfert: „Geben Sie sich und Ihren Empfindungen nach, denn alle Ihre Schwüre ... haben Sie im Grunde garnicht getan, sondern es sind nur notwendige Äußerungen des Gefühls, das Sie damals hatten; Sie haben nicht gesprochen, sondern Ihre Leidenschaft" (II, 196 f.). Wenn es daher nichts Allgemeingültiges gibt, wer kann dann beurteilen, wie die Sinnesempfindungen bei jedem einzelnen die Eindrücke aufnehmen und beantworten müssen? Denn in Wirklichkeit verhält es sich doch so: „Wir übersehen immer nur die Stelle unseres Lebens, auf der wir stehen, und alle unsere Gedanken, Empfindungen und Handlungen sind nur auf dieser Stelle einheimisch, jeder sieht anders" (II, 264). So folgt aus diesem Sensualismus und Determinismus die Forderung der Toleranz den andern Menschen gegenüber (II, 265).

Aus all dem ergibt sich für Rosa die Unmöglichkeit einer Metaphysik, da alles Wissen, das aus der sinnlichen Erfahrung stammt, naturgemäß nicht über diese hinausgreifen kann. Ohne weiteres läßt indessen Tieck den Rosa, der ja auch etwas Gefühl hat, nicht an metaphysischen Fragen vorübergehen. Doch werden sie nach seiner Ansicht, obwohl er von einer „Neigung zum Forschen", von einem „Trieb nach dem Unendlichen" weiß, der einfach „in uns ist" (III, 190), ewig ein „Rätsel" (II, 214. 262) bleiben. „Die Träume sind vielleicht unsere höchste Philosophie, die Schlüsse der Schwärmer sind für uns deswegen vielleicht unverständlich und lückenvoll, weil wir es nicht begreifen, wie in ihnen Vernunft und Gefühl vereinigt sind" (II, 263). Im Gegensatz zu Burton erkennt er also dem Gefühl zwar eine gewisse Berechtigung zu, aber seine Natur neigt nicht zu solchen Ekstasen. Er hat zuviel Verstand, um nicht ihre Gefahren zu kennen (I, 299 f.). Von den Absichten Gottes, von Endzwecken, causae finales, kann der Mensch doch nie etwas erfahren nach Rosas Ansicht, weil er als kleiner Teil in der großen Weltmaschine nicht das Ganze übersehen kann und unser Wissen durchaus an die sinnliche Erfahrung gebunden ist. Da er selbst die Gabe des intuitiven Gefühls für seine Person ablehnt, sieht er mit einiger Ironie auf diese Phantasten: „Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunklen Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt ... wir, ..., wollen hier unten bleiben, nicht nach Wolken und Nebeldünsten haschen" (I, 300).

So hat sich Rosa theoretisch den Weg zu einer egoistischen Genußphilosophie gebahnt. Nach seiner Meinung führen diese Gedanken „zur größten, schönsten Freiheit, zur uneingeschränkten Willkür eines Gottes" (I, 317). Mit zynischer Freude jubelt er: „Willkommen denn wüstes, wildes, erfreuliches Chaos" (I, 318). Wie gut auch Lovell das eigentliche Ziel jener prinzipiellen Erörterungen verstanden hat, erfahren wir aus seiner Antwort an Rosa: „Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswerten Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen, ..." (I, 296 f). Ebenso spiegelt nur Rosas Triebe Williams Schreiben an Balder: „Der Busen des fühlenden Menschen hat für tausend Empfindungen Raum, warum will der Mensch seiner eignen Wonne zu enge Schranken setzen, des Toren, der da schwört, daß er nie wieder lieben wolle" (I, 144 f.). In Rosas Augen sind die, die sich nicht auszuleben wagen, Feiglinge. Sie haben Angst vor sich

selber, vor ihrem Charakter. Aber „was kann von außen zu meiner Seele hinzukommen; und wie klein heißt das von mir selber denken, daß eine Gedankenreihe, ein Mechanismus meines Gehirns mich verderben könne?“ (III, 190). [Mit dieser Ansicht ist er die vollkommene Kopie von Andrea, während die II, 264 geäußerte Behauptung, daß nichts Festes in uns wäre, auf einer mißverstandenen Ansicht des Meisters beruht, der die feine Unterscheidung von der sich gleichbleibenden Seele und dem Wechsel ihrer Vorstellungen infolge des eindrucksfähigen Körpers macht. So erklärt sich der scheinbare Widerspruch]. Gib dich also froh jedem Sinnengenusse hin, frage nicht, ist es erlaubt, schadet es mir? Im Grunde muß ja jeder mit Naturnotwendigkeit auf entsprechende Motive reagieren. Freie Kraftmoral wird gelehrt (I, 263) und wird gelebt. Oft ist von Freudenmädchen die Rede, die Rosa und Lovell grüßen lassen und die mit ihnen vertraut tun (I, 117. 167; II, 43. 75). Die Liebe wird stets nur als Mittel zur Befriedigung niedrigen Genusses aufgefaßt (II, 28). Der Mitmensch wird bloß noch als Sache angesehen, als Vergnügungsobjekt. Daraus resultiert dann die größte Verachtung, die man ihm zeigen kann. So tat es Burton auch (II, 404). Der Mensch ist in Rosas Augen so elend, daß man nur über ihn lachen sollte (II, 29). Den Gipfel der Gemeinheit sehen wir aus Rosas Rat, den er Lovell für seine Verhaltungsweise der unschuldigen Rosaline gegenüber gibt: „Wenn garnichts helfen sollte ..., müssen Sie ihr die Ehe versprechen, am dritten Tage glaubt sie das Märchen und am vierten ist sie die Ihrige. Am zehnten spätestens wird sie Ihnen denn doch nicht mehr wie eine Gottheit erscheinen“ (II, 121). Zum raffiniertesten Verführer ist Rosa durch seine sophistische Philosophie geworden, nach der es ja immer nur die erzwungenen Illusionen sind, die zu einer Dauer und Treue in der Liebe führen wollen. Von Natur aber ändert sich unser Gefühl mit den neuen Reizen. Seine letzten Worte an William predigen noch einmal seine epikuräische Weisheit: „Wir sind durch Andrea klüger gemacht, und so mag denn seine trübe, hyperphysische Weisheit fahren! Wir wollen das Leben frisch und sinnlich genießen und uns um garnichts anderes kümmern“ (III, 467). Das zeigt ihn im Gegensatz zum tiefangelegten Lovell, der durch die Entdeckung, Andrea war ein Heuchler, fast wahnsinnig wird, während Rosa in seinem Leichtsinn verharrt, da er ja auch nie begehrt hat, über das Reich der Erscheinungen vorzudringen.

Aus der Betrachtung seines Lebens ergibt sich Tiecks Ansicht, daß der, welcher kein tiefes Gefühl hat, unter bestimmten Umständen in der Freigeisterei enden, jeden Glauben an Ideale verlieren muß. Nie schaut er in Ahnungen Bilder aus reineren Sphären und glaubt Zusammenhänge mit einer jenseitigen Welt. Mögen andere davon mehr wissen und wissen wollen, Naturen wie die Rosas pflücken unbedenklich die Blüten des Lebens, beherrscht von ihren sinnlichen Trieben betrachten sie nur die Oberfläche der Erscheinungen. Die Herrschaft des Verstandes zeigt wieder ihre Schäden. Er macht nur raffiniert zur Benutzung gemeinen Vorteils, indem er Gefühle, die uns dem Ideal, der Tugend nachstreben lassen, fern hält, ja sie als unnatürlich zu erweisen sucht.

§ 4. Andrea.

Der umfassendste Charakter dieser Gruppe ist Andrea. Er macht sogar eine Entwicklung durch, die ihn vom idealistischen Schwärmer nach dreimaligem Rückfall in die edlen Jugendgefühle zum Verstandesmenschen führt, der nach Tiecks Ansicht, wie wir es schon bei Burton und Rosa sahen, in rücksichtslosen Egoismus verfallen muß.

Sein richtiger Name ist Waterloo (III, 400). Er wurde in England geboren (III, 400). Sein Vater wohnte als armer Mann einsam auf dem Lande (III, 401). So war sich der Knabe meist selbst überlassen. Mit starkem Gefühl und Phantasie ausgestattet, entwickelte er sich zu einem Träumer, der seine Phantasiegebilde für Wirklichkeit ansah. Sein reiches Gemüt erging sich gern in religiösen Vorstellungen. Oft fand er sich seltsam verzückt: „Ich hatte von der großen Liebe Gottes zu den Menschen gehört, und dies Gefühl (der Entzückung) hielt ich für diese Liebe, denn es war, als wenn mein Herz ein magnetischer Mittelpunkt wäre, der vom Himmel unwiderstehlich angezogen würde und den die körperliche Hülle kaum noch auf der Erde zurückhielte“ (III, 402). Er war damals „nur in reinen Strahlen einheimisch“ (III, 403). Da stirbt sein Vater (III, 405). Tiefe Schwermut drückt den gefühlvollen Jüngling nieder. Doch mit einer eigentümlichen Lust hängt er seinem Schmerze nach. Ein „Kunstwerk“ (III, 405) bildet er daraus.

In dieser Stimmung lernt er ein Mädchen lieben. Alles um sich vergessend, geht er seiner Anlage nach ganz in dem Gefühl der

Liebe auf (III, 408). Da seine zärtlichen Empfindungen jedoch auf Nichtachtung stoßen, muß er sie schließlich selbst für wertlos, ja für „Affektation" halten (III, 411). Sein idealgesinntes Herz erfährt zum ersten Mal eine Enttäuschung.

Indessen noch ist es zu jugendfrisch und sein Gefühl zu elastisch, um gänzlich zu erkalten und in ständiger Verachtung auf die einstige Begeisterung zu blicken. Seine neu aufglühende Seele zeigt ihm wieder alle Wesen als seine Freunde. In seiner Schwärmerei verliert er abermals allen Blick für die realen Verhältnisse. Die Menschen bewitzeln nun seine verstiegenen Stimmungen und lassen ihm keine Zeit, „selbst Erfahrungen zu machen", und zu prüfen, was das Wertvolle am Gefühl, was das Gute am Verstande ist. Nach ihrem Willen soll er „in einem Treibhause klüger werden" (III, 415). Durch nüchterne Lehren suchen sie ihn von seinen idealen Liebes- und Göttergefühlen zu sich in die Sphäre der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit hinabzuziehen, damit er mit kritischem Auge die Dinge betrachten lerne.

So muß allmählich seine Spannung erlahmen. Der Glaube an Liebe und Güte der Menschen war also doch Täuschung? Sein lebhaftes Temperament verfällt in das andere Extrem. Er zwängt sich in die konventionellen Formen hinein (III, 418). Wie kann er schließlich auch tugendhaft bleiben, wo alles um ihn nur nach gemeinem Vorteil strebt? (III, 414f.). Den Egoismus, die sinnlichen Triebe beginnt er für allein berechtigt zu halten. Seine Natur wird unter solchen Eindrücken des höheren, geistigen Schwunges beraubt, die sinnlichen Grundlagen seiner Schwärmerei treten nackt hervor. Er berichtet: „Ich überließ mich jetzt dem frohern Genuß des Lebens, alle meine dunklen Empfindungen lösten sich in Sinnlichkeit auf" (III, 419). „Ich verachtete jetzt alles in mir selbst, was mir als groß und erhaben erschienen war" (III, 419). Aus dem Platoniker wird ein niedriger Epikuräer. Weil die „anderen" in ihm das Gefühl ertöten, verliert er, ehe er eine feste sittliche Weltanschauung erlangt hat, den Glauben an alles Gute, kommt zur pessimistischen Ansicht von der vollkommenen Schlechtigkeit der Menschen.

Wie der alte Burton sieht er jetzt in der Verstandesausbildung bei Unterdrückung des schwärmerischen Gefühls eine notwendige Forderung. Sein Drang nach Wissen und Schärfung des Intellekts führt ihn durch Frankreich, Italien und zurück nach

England (III, 419). Er gilt jetzt überall für einen witzigen Kopf (III, 421). In einer Gesellschaft lernt er Walther Lovell kennen (I, 250).

Bald schenkt dieser ihm Vertrauen und erzählt von seiner idealen Liebe. Bei Andrea macht sich wieder ein Rückfall in die ehemals reinen Gefühle geltend. Ihn erfaßt eine tiefe Neigung zu der Geliebten des Freundes, doch sie weist ihn ab (III, 426).

Und die Folge ist wie bei seiner zweiten Enttäuschung: „Ein Haß gegen die Welt und gegen mich selbst ... Alle Blüten meines Geistes, alle Selbstachtung, jede Heiligkeit erstarben in meinem Innern" (III, 427). Jetzt glaubt er überzeugt sein zu können, daß wirklich alle Gefühle trügen. Er schreckt vor nichts mehr zurück. Durch ihn wird Lovell Gift gegeben (III, 428). Er ist jetzt, auch hierin wieder Burton gleichend, der Ansicht, daß man sich zum rücksichtslosen „Beherrscher der Menschen aufwerfen" (III, 437) muß. Er legt es nun darauf an, die Menschen „von ihrer wahren Seite zu begreifen" (III, 438), d. h. für ihn: zu erkennen, wie jeder versucht, den anderen zu seinem Vorteil auszunutzen. Seine Erfahrung hat ihn jetzt gelehrt: „Nie muß man sich ganz an einzelne Menschen verlieren". „Sobald jemand Einfluß auf uns hat, so ist unser Blick auch schon bestochen" (III, 439). Wo er in seinen Jugendjahren ein sympathisches Wesen sah, da nahm er es ganz in seine Seele auf. Nun drängt er wieder gewaltsam, wie er es schon getan hatte, als seine schwärmerischen Gefühle von verstandesnüchternen Menschen verspottet wurden, jede Gefühlsregung zurück. Er verschließt seine Gedanken vor anderen Menschen. Denn nur, indem man sich nicht zu erkennen gibt, kann man fremde Einflüsse von sich fernhalten.

Um seine egoistischen Zwecke am besten erreichen zu können, will er Oberhaupt einer geheimen Gesellschaft werden (III, 443). Die Menschen erscheinen ihm so verachtenswert, daß sie es nicht anders verdienen, als daß man sie ausbeutet (III, 444).

Zu diesem Zwecke stellt er in Erinnerung an seinen früheren religiös gefärbten Platonismus eine Weltanschauung auf, in der mystische Seelenlehre und Sensualismus sich verbinden müssen, um seine Schüler besser an sich zu fesseln. Er lehrt seine Zöglinge: Über allem steht ein leitendes Prinzip. „Alles in der Natur hat seinen nahen und fernen Endzweck", der für nicht rein geistige Wesen schwer faßbar ist (II, 336). Einen Abglanz von diesem übermateriellen

Grunde besitzt der Mensch. Denn in seinem Innern liegt ein unveränderlicher, unteilbarer geistiger Kern, den wir Seele nennen (II, 339). Diese hat keinen Zusammenhang mit unserem Körper, noch mit unseren Gedanken (II, 340). Stirbt der Leib, „so reißt sich die Seele einst gewiß von allem los, was sie so lästig gefangen hält, sie wird nicht schließen und unterscheiden, nicht ahnden und nicht glauben, sondern im raschen, reißenden Fluge nach ihrem ungekannten Vaterlande eilen, wo sie wirken und ungefesselt dauern kann" (II, 341).

Da keine Abhängigkeit zwischen dieser Seele und dem Leibe besteht, hat er die Grundlage für seine andere Philosophie, den Sensualismus gewonnen. Denn neben jener mystischen Seite hat der Mensch noch die greifbare, sichtbare: den Körper. Woher er stammt, wird nicht gesagt. „Er ist" (II, 340). Seine Funktionen Empfindung, Verstand und Gefühl sind gänzlich abhängig von äußeren Einwirkungen. Mit der sinnlichen Erfahrung hebt all unser Wissen an. „Alles was wir in uns kennen, ist Sinnlichkeit". „Nur in der Sinnlichkeit können wir uns begreifen, und sie regiert und ordnet das Gewebe, das wir immer von unserem Geiste getrieben glauben" (II, 339). Dieser ist ja vielmehr selbst erst ein Produkt der Elemente des Bewußtseins, der Sinnesempfindungen. Ja es klingt geradezu materialistisch, wenn er in den Vorstellungen und Gedanken „nur ein feineres Spiel der Sinne" (II, 339) sehen will. So bewegen wir uns in einem großen Mechanismus. „Die Ecke des einen greift in die Fuge des anderen, und so entsteht die seltsame Maschinerie, die wir das menschliche Leben nennen" (II, 66). Alle unsere Affekte entstehen nicht, weil wir nach aprioriſchen Maximen etwas wollen und werten, sondern einfach, weil wir in Beziehung mit anderen Energien eingespannt sind. Daher ist „alles eine blinde, von Notwendigkeiten umgetriebene Mühle" (II, 67).

Nach diesen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen sucht er sophistisch seinen Opfern, die mystische Seelenlehre, sein Lockmittel, bei Seite setzend, beizubringen, daß Metaphysik unmöglich ist. Niemand hat hier in dieser Körperwelt richtige Einsichten nach ewigen Wahrheiten, die in ihm liegen könnten, „weil er selbst irgendwo als umgetriebenes und treibendes Rad steckt" (II, 67).

Die ethische Konsequenz aus jenen Theorien, wonach die göttliche Seele und der mechanisch reagierende Leib in keiner Abhängigkeit voneinander stehen, macht ihm für seine Jünger den Weg frei zu

einer egoistischen Genußmoral. Daher führte er jene Trennung ein, um durch solche lockende Aussichten auf ein leichtes Leben sie besser an sich zu fesseln. Die Unmöglichkeit nach sittlichen Normen zu handeln, ist theoretisch nachgewiesen. Denn nach den subjektiven Eindrücken, die ein jeder empfängt, bildet er sich seine Ansicht von der Welt. Keiner kann schließlich den anderen richtig beurteilen und verstehen (II, 336). Doch „damit die verächtlichen Maschinen (das sind die Menschen) sich brüsten können, haben sie Namen und Unterschiede, wie bunte klägliche Ordenszeichen erfunden" (II,340). Was hat es aber noch für einen Sinn, Rangordnungen unter den Menschen zu machen, von gut und böse zu sprechen, mit Enthusiasmus für Tugend und gegen Laster zu plädieren, wo alles naturnotwendig ist? Wie kann ich für jemand, dessen Wesen mir unverständlich bleibt, allgemein verbindliche Forderungen aufstellen wollen? Der einzige Versuch, den wir für unser persönliches Interesse wagen können, ist, durch Kombination und Umbildung der sinnlichen Wahrnehmungen unseren Verstand zu schärfen und so von Fall zu Fall für bessere Selbsterhaltung zu sorgen. Schließlich geht aber doch der sinnliche Reflex „einen kürzeren und richtigeren Weg als der grübelnde Verstand" (II, 341). „Das Gefühl (hier natürlich = Trieb, der mechanisch einen Reiz beantwortet) ist der Haushofmeister unserer Maschine, der erste Oberaufseher . . ." (II, 341). Also sind Gesetze und sittliche Regeln unmöglich. Und die sind erst freie Menschen, die sie nicht mehr anerkennen. Wer sich an Vorschriften hält, ist ein Feigling (III, 184). Geht der Befriedigung eurer sinnlichen Lüste nach, ist die Quintessenz der Darlegungen Andreas.

Nun enthüllt sich uns auch die tiefere Absicht jenes oben konstruierten Dualismus von Leib und Seele. Er soll Andrea eine zweite Handhabe sein, um Gewalt über seine Opfer zu erhalten. Denn jetzt sucht er ihnen beizubringen, daß es Ausnahmemenschen, große Magier gebe, die Verbindung mit dem unsterblichen Etwas im Menschen und seiner überirdischen Heimat haben. „Wenigen wundervollen Menschen war es vielleicht gegönnt, sich schon hier, von den Gauklern, ihren Sinnen, noch umgeben, kennen zu lernen, und ihre innerste verborgene Tiefe zu schauen" (II, 341 f.), womit er nichts anderes sagen will als: auch ich bin so ein Übermensch, der Verbindungen hat mit jenem geistigen Kern und folglich auch den höheren Sphären. An William nun, den er zugrunde richten will, nachdem er ihn ganz an sich gefesselt und so Aussicht auf dessen Vermögen erhalten hat,

weil sein Vater ihm das Lebensglück nach seiner Ansicht vernichtete, erprobt er zuerst seine Theorie. Er spielt sich ihm gegenüber als den Wundermann auf, der die Pforte zu den geheimen Reichen öffnen kann. Dadurch weiß er, indem er vor Lovell den allgegenwärtigen und allgewaltigen Geist spielt, sich diesem unentbehrlich zu machen (II, 294. 304. 311 f. 322 f. 333. 363). Ähnlich treibt er sein Spiel mit Balder, der durch seine Spukerscheinungen fast bis zur Raserei erregt wird (I, 310 f.). Besonders aber Rosa, dem er seine geheimnisvollen Kräfte ahnen läßt, indem er sich ihm als Doppelgänger zeigt (III, 317 f.), blickt mit Staunen und unbedingter Ergebenheit zu ihm auf (II, 286).

Wie sehr indessen auch diese drei von Andreas raffinierten Künsteleien geblendet werden, so läßt Tieck doch als Kritik dagegen in zwei Italienern die Ansicht aufdämmern: auch er, das dämonische Genie, ist nur ein Mensch, sein angemaßter Verkehr mit Geistern beruht auf „Gaukeleien" (III, 170) und „Maschinerien" (III, 176). Noch eingehender zeigt Tieck an Andrea selbst, daß die Selbstgenügsamkeit des Verstandes, seine menschenverachtende Überhebung unnatürlich waren. Denn in einem Selbstbekenntnis wirft Andrea die Maske vom Gesicht und zeigt seine wahren Empfindungen: „Wenn ich oft das Heer der Sterne betrachte und mir dabei die Nichtigkeit des ganzen menschlichen Lebens einfällt, so möcht' ich zuweilen alle meine Pläne und Ideen aufgeben" (III, 222). „Bin ich denn ein so großer Tor, daß ich alles für wahr hielte, was ich gesagt habe?" (III, 455). Er fragt sich, habe ich mich nicht bei allen meinen Bemühungen, als Haupt einer Räuberbande, als Gespenstermacher, „selbst zum größten Narren gemacht ...?" Schreibt er nicht seine Gedanken nur deshalb nieder, „um eine jämmerliche Eitelkeit zu befriedigen"? Glaubte er vorher die Menschen beherrschen zu können, indem für ihn ihr innerstes Denken begreifbar und berechenbar war, so faßt ihn jetzt Staunen vor dem Geheimnis seiner eigenen Individualität, sodaß er sich fragt: „Wer ist das seltsame Ich, das sich so mit mir selber herumzankt?" (III, 456). Selbst er also, für den jeder Mensch eigentlich ein lösbares Rechenexempel bedeutete (jene auf Grund des Sensualismus geäußerte Ansicht, daß keiner den anderen verstehen kann, war nur Trugmeinung, um seine Schüler von einem Studium seines Ich fernzuhalten und dann, wenn er später zeigte, daß er sogar mit Übermenschenwesen verkehrte, noch mehr Bewunderung in ihnen auszulösen), der meinte, „sich selbst wie einen fremdartigen Gegenstand beherrschen" (III, 222)

zu können, für den etwas Rätselhaftes, Unsichtbares wie das „sogenannte Gewissen“ (III, 441), nicht existierte, muß letzten Endes doch gestehen: die Individualität mit ihren Trieben und fremden Beziehungen ist für uns nicht zu begreifen (III, 446). Hatte er sich auch unfehlbarer Kenntnis seiner Kreaturen gerühmt (III, 448), so ahnt er doch jetzt im Ernst, wie bedingt und mangelhaft menschliches Wissen ist. Das geht aus seiner gerechten Entrüstung über Rosa und andere verstandeskluge Leute hervor: „O ihr Menschenkenner! die ihr aus der Seele der Menschen ein Exempel macht und dann mit euren armseligen fünf Species hineinaddiert und dividiert ... Ich habe von je die freche Hand bewundert, die mit dem Rätselhaftesten und Unbegreiflichsten gewöhnlich so umgeht wie ein Bildhauer mit seinem Marmor“ (II, 64).

Rückblickend können wir aus der Analyse dieser drei Charaktere jetzt Tiecks Ansicht über die Gefahr einseitiger Verstandesbildung erkennen. Der alte Burton kommt zum Materialismus und beweist von dort aus sophistisch das Recht zu seinen Verbrechen; Rosa, klug und genußfroh, leichtsinnig an den Lebensproblemen vorübereilend, hierin, mitbedingt durch seine Anlage, ein glückliches Erziehungsprodukt seines Lehrers darstellend, weiß die Gefühle der Ehrfurcht und Treue dialektisch wegzudisputieren und die Freigeisterei als einzig möglichen Standpunkt hinzustellen; der düstere Andrea wird an seinen Jugendgefühlen durch Enttäuschung im Leben irre, glaubt die Verstandesüberlegungen als einzig wertvoll ansehen zu müssen und verliert gerade dadurch seine Menschenwürde, indem auch er in Materialismus und brutale Machtmoral verfällt. Bei allen dreien folgt aus ihren Anschauungen eine Verachtung von Mensch und Menschenwert, alle drei müssen aber schließlich doch soziale, ja metaphysische Gefühle anerkennen. Dadurch will Tieck ihre früheren Anschauungen als unhaltbar erweisen.

b. Die Schwärmer.

§ 5. Balder.[1])

Wir betrachten jetzt die einseitigen Gefühlsmenschen. Ihr extremster Vertreter ist Balder.

[1]) Fr. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. 1909.

Er stammt, noch jung an Jahren, aus Deutschland (I, 79). „Er ist sanft und gefühlvoll, sein Herz wird leicht von der Schönheit und Erhabenheit erwärmt" (I, 81 f.). Enthusiastische, poetische Stimmungen halten ihn in ihrem Bann (I, 79). Der plötzliche Tod seiner Geliebten versenkt ihn in melancholisches Träumen (I, 150).

So wird er zum Ironiker aus Melancholie, da ihm jede Energie fehlt, sich von der Schwermut, die an seiner Seele frißt, loszureißen. „Alles gleitet an ihm kalt und freudenleer vorüber" (I, 302). Als Gefühlsmensch ist er Subjektivist und sieht die Umgebung ständig im Lichte seiner Stimmung. Da sein sympathetisches Gefühl, das sonst die Einheit herstellte zwischen Subjekt und Außenwelt und diese dadurch verlebendigte, tot ist, vermag er nicht mehr einen Wert in ihr anzuerkennen. Sie ist zu etwas Unpersönlichem, Mechanischem herabgesunken. „Die ganze Welt erscheint ihm daher als ein nichtswürdiges, fades Marionettenspiel" (I, 148). Für sein ausgebranntes Herz waltet nicht mehr in allen Wesen eine Seele, die in Harmonie mit der seinigen schwingt, nein: „Wir adeln aus einem törichten Stolze alle unsere Gefühle, wir bewundern die Seele und den erhabenen Geist unserer Empfindungen und wollen durchaus nicht hinter den Vorhang sehen, wo uns ein flüchtiger Blick das verächtliche Spiel der Maschine enträtseln würde" (I, 148 f). Sein schwärmerisches Gefühl hatte ihm eine farbenfrohe Außenseite der Natur vorgegaukelt. Jetzt ist ihm ihre Schönheit „nichts als eine verkleidete Verwesung" (I, 265), der die aufbauende Lebenskraft fehlt, die ehemals seine schwellenden Liebesempfindungen in sie hineinprojiziert hatten. Grausen flößt sie ihm jetzt ein, genau so wie sein eigenes düsteres Innere. „Könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen, o wir würden vielleicht weinen, statt uns zu freuen" (I, 266). Da alle Fröhlichkeit seinem freudeleeren Herzen peinlich ist, flieht er die Menschen. Auch mit ihnen hat er keinen Zusammenhang mehr. Entsetzliche Bilder läßt ihn ihr Anblick sehen (I, 304). In düsterem Pessimismus fragt er sich: warum lebe ich, weshalb gehe ich Geschäften und Pflichten nach, wenn im Grunde alles „lächerlich, possenhaft und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen" (II, 32) ist?

Aber bei aller Negation und Erschlaffung ist stets wieder ein Etwas in seinem Innern, das ihn vorwärts treibt, „eine Sucht",

die nach seiner Ansicht „bei der Geburt unserer Seele eingeimpft ist“ (II, 30 f.). Sein quellendes Gefühl steigt wieder auf (I, 302 f.). Es läßt ihn nicht leben unter dem Eindruck: alles ist tote, mechanisch-ablaufende Maschinerie. So wird er durch seinen neuaufkeimenden Enthusiasmus zum Metaphysiker des Gefühls, aber erst, nachdem die die kritische Besinnung über die Erkenntniskraft des Verstandes eingetreten ist.

Seines Freundes Wildberg Geschick (I, 269 ff.) gibt ihm die Gewißheit von einer Verbindung des Menschen mit einer höheren Welt. Aber diese läßt sich nicht erreichen durch Vermittlung von Sinnlichkeit und Verstand. Denn wie wenig leistet schon das Produkt dieser Funktion, die Sprache! „Sie ist unnütz ... Sie ist erfunden, um zu lügen“ (II, 349), sie bringt nur Verwirrung und Zersetzung zwischen die Menschen. Hätten wir nur sie, als ein Gebilde von konkreten Vorstellungen und Begriffen, so könnte keiner ein anderes Individuum begreifen (I, 265. 267). Nur auf den Verstand angewiesen, leben die Menschen „einsam für sich und keiner vernimmt den anderen“ (II, 30). Denn jeder verschanzt sich hinter seine eigene begriffliche Terminologie, während das unmittelbare Gefühl die Menschen näher bringen würde. Wer indessen nicht das rechte Gefühl von Anfang an hat, dem müssen höhere Erkenntnisse verschlossen bleiben. Der spielt ewig „sein eigenes Instrument“ (II, 348). Ebensowenig schließt sich ihm das Wesen der Gottheit auf, wie er an Lovell schreibt: „Es ist bloß darum ein Geheimnis, weil Du es nicht verstehen würdest. Den Namen Gottes denen nennen, die ihn nicht mit dem Herzen kennen, ist Missetat“ ... (II, 350). Unser Verstand ist an die Welt der Erscheinung gebunden. „Unsere Vernunft ... darf nur auf der Erde wandeln“ (I, 268). Wer sich ihr anvertraut, wird nichts über die höchsten Ideen „Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt“ (I, 268) ausmachen können, da ihre Gewißheit sich nicht begrifflich beweisen läßt. Und der Verstand ist ja das ‚Vermögen der Begriffe‘.

Die Menschen aber, die mit dem Gefühl an diese großen Fragen herantreten, die sich mehr einer inneren Ahnung hingeben, ohne sie mit dem Verstande beweisen zu wollen, erfahren mehr Wahrheit. Deshalb ist in den Kindern auch höhere Weisheit als in den Erwachsenen (I, 331). „Vielleicht daß das Kind, das im ersten Augenblick den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe

zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes (das Reich jenseits der sinnlichen Wahrnehmung, der Dinge an sich könnten wir sagen) steht ihr noch ganz nahe ... sie muß ihren höheren, eigentümlichen Verstand (die Fähigkeit intuitiver Erkenntnis) vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen" (I, 331 f.).

Über diese Grenze, die den allgemein menschlichen Erkenntnisfunktionen gesetzt ist, kann man sich nun nach Balders Ansicht erheben, wenn man sein Phantasiegefühl bis zur Verzückung, bis zum Wahnsinn steigert. „Vielleicht wäre dann die Schranke durchbrochen, die meinen Geist jetzt noch von allem trennt, was ihm unbegreiflich ist" (I, 312). Ja er ist schließlich überzeugt, daß man sich jener transzendenten Welt nähert, wenn man seine Kräfte in eigentümlicher Weise stimuliert: nämlich „wenn die Vernunft alle ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt und im Begriff ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen ... Wenige haben den raschen, frechen Schritt vorwärts getan ... das Geisterreich tut sich ihnen auf, sie durchschauen die geheimen Gesetze der Natur ... sie sind der Gottheit näher gerückt, sie vergessen die Rückkehr zur Erde — und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkür ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei" (I, 274 f.). Obwohl also Balder die furchtbaren Folgen solcher Gefühlsekstasen einsieht, reizt ihn das Geheimnisvolle, Dunkle doch zu sehr, als daß er seinen Sinn dem Tage, dem Gewöhnlichen zukehren sollte (I, 310 f.).

Die sinnliche Wirklichkeit ist ihm jetzt wiederum eine minderwertige Erscheinung, weil er in sich eine Ausnahmenatur sieht, die, wie Andrea, bewußt die Schranken gewöhnlicher Erkenntnis durchbrechen zu können glaubt. Er wird zum zweiten Mal Ironiker, aber wie der Italiener: aus einem Kraftgefühl, das wagt mit der natürlichen Welt zu spielen, das es unternimmt, sie willkürlich zu verändern und damit über die Ansprüche des Italieners hinauszugehen. Der gewöhnliche Mensch, der seinem gesunden Verstande folgt, ist daher für Balder nur noch ein blinder Tor. Voller Verachtung sieht er auf die Urteile der Ärzte, die von Fieberhitze und Paroxysmus reden. „Weil ihre Sinne erblindet und betäubt sind, so halten sie den für töricht, der mehr sieht als sie. — O ich höre recht gut das leise schauerliche Rauschen von den Flügeln meines Schutzgeistes, ich sehe recht gut die Hand, die mich ernst hinüber winkt" (I, 334).

„Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andere zu verwandeln "(II, 41). Und ist er nicht berechtigt zu solchen Versuchen, muß nicht seinen übermenschlichen Kräften diese Erscheinungswelt gehorchen? Ärger als je sind ihm jetzt die Menschen verhaßt. Das zeigt sein Wutanfall bei einer Versammlung von Künstlern und Gelehrten, die sich verständig über sie interessierende Fragen unterhalten (II, 43). Diese erscheinen ihm eitel und lächerlich, weil sie mit Wichtigkeit von alltäglichen Dingen sprechen können, während er sich doch nur mit Außergewöhnlichem beschäftigt. Seine überreizten Nerven halten indessen dem Wühlen im Inneren und den gewaltsamen Exaltationen des Gemütes nicht stand: der helle Wahnsinn bricht aus.

Er gesundet noch einmal in der Einsamkeit. Aus seinen vorigen Erfahrungen bleibt ihm ein schwärmerischer Glaube an einen einheitlichen Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Wesen der lebendigen Natur. Bei Tieren und Pflanzen findet er Ruhe. In sie kann er seine Gefühlswallungen besser hineinprojizieren, sie werden nicht durch Vernunftüberlegungen seine Illusionen zerstören. „Blumen und Pflanzen" scheinen ihm daher „klüger als die Leute denken" (II, 346). Er, der schon einmal heimisch war in Wunderreichen, ahnt etwas „von ihrer geheimen Kraft" (II, 346). Hier finden seine Stimmungen überall freundlichen Widerhall. „In der Einsamkeit denkt und fühlt die Seele anders, sie wird nicht durch das unordentliche Gezwitscher und Gepolter unterbrochen. In der freien Natur ist alles mit der Seele verwandt" (II, 348). Wiederum ist es ein Gefühl und nicht Worte und Denken, das diese Offenbarungen vermittelt.

Nun scheint er noch glücklich werden zu sollen durch die Liebe zu einem Mädchen. Doch auch sie stirbt plötzlich wie die erste Geliebte. Der Wahnsinn bricht wieder aus (II, 355). Dies Mal hält sein durch Nervenüberreizungen erschütterter Körper nicht stand. Balder erliegt schnell seinen Qualen.

Nach dieser Betrachtung erscheint mir die Kraft des Gefühls zur Enthüllung der letzten Lebensrätsel von Tieck problematisch gefaßt zu sein. Wenn sich Balder in der Jugend eins fühlt mit Mensch und Natur, so ist das nur ein naives Schwärmen, dem noch keine kritische Besinnung über den Wert der Erkenntnismittel vorangegangen ist. Dagegen spricht nicht das erneute Sicheinsfühlen mit Tieren und Pflanzen in der letzten Phase. Diese Anschauung

ist nicht als positive zu werten, sondern vielmehr als Konsequenz eines überreizten kranken Gemütes. Denn diese Lebensweise löst ihn aus dem tätigen Zusammenhang mit der Menschheit. Und ferner, setzt wirklich Balder an, das Gefühl als metaphysische Erkenntnisfunktion mit Bewußtsein über die Grenzen, die Verstand und Sinnlichkeit gezogen haben, zu treiben, so lehnt Tieck auch das ab, indem er den Wahnsinn und eine Verachtung des irdischen Daseins darauf folgen läßt. Die wahre Meinung des Dichters geht also dahin, daß eine ruhige gemäßigte Hingabe an das Gefühl zu empfehlen ist, da es feine Verbindungen schlägt von Mensch zu Mensch und der Natur, da es Erinnerungen an einen höheren Zustand andeutet und Organ ist zu einem mystischen Erleben der Gottheit; der maßvolle Gefühlsmensch ahnt wohl staunend einen einheitlichen Lebenszusammenhang, verzichtet aber weise darauf, ihn in diesem Leben wirklich erfassen zu wollen.

§ 6. Emilie Burton.

Ging Balders Charakter stark auf einen spekulativen Gefühlstrieb, so tritt uns in Emilie Burton das Mädchen mit dem Übermaß von Phantasie und Empfindsamkeit entgegen.

Sie ist „halb das Bild ihrer Mutter und halb eine Kopie nach ihrem Bruder“ (II, 424), d. h. weich, empfindsam und schwärmerisch, da im Verkehr mit den Idealgestalten der Dichter ihr Phantasiegefühl mächtig geworden ist (II, 422).

Neben dieser phantastischen, zarten Seite hat ihre Natur auch einen intellektuellen Einschlag. „Sie hat einen gewissen Verstand, den sie besonders an sich schätzt; sie hat viele Bücher gelesen und manches darüber gedacht“ (III, 50). Sie hat ihres Bruders, Karl und Amalie Wilmonts Charakter beobachtet und dabei bemerkt, daß sie sich kaum im Leben veränderten (II, 73). Ein grüblerischer Zug ist der sonst heiteren Emilie eigen: „Ich erschrecke manchmal innig, wenn ich plötzlich daran denke, wie alles sich in und um uns verändert.“ Manchmal glaubt sie, „der Mensch könne für nichts in sich gut sagen“ (II, 380). So nimmt sie, die denkende, der naiv durch das Leben schreitenden Amalie gegenüber die Stellung einer beratenden Freundin ein. Nach ihrer Ansicht könne Amalie quälende Erinnerungen durch Vernunft unterdrücken (II, 109), ihre Liebe nach der Absicht des Verstandes auf einen bestimmten Menschen

übertragen (II, 111). Schwermütige Stimmungen sind für sie nichts als kränkliche Einbildungen (II, 117).

Dieses gesunde Gleichgewicht von Gefühl und Einsicht wird gestört, da Lovell als Unbekannter in ihren Lebensweg tritt. Ihr Bruder Eduard hat ihn, den scheinbar von Not und Kummer Verzehrten, aufgenommen. William weiß ihre gefühlvolle Anlage zu benutzen, indem er ihr Mitleid erweckt (III, 28). Sie beginnt für ihn zu schwärmen, ihn anzubeten. Ihr sonst so klares Urteil trübt sich, da sie sich nur dem Gefühl hingibt. Ihre tiefe Teilnahme enthüllt sich bald als platonische Liebe. Sie ahnt in ihr eine heilige, unsterbliche Kraft (III, 29).

Unter dem Einfluß dieses gesteigerten Liebesgefühls kündigt sich bei ihr die Ironie an. In ihrer Verzückung betrachtet sie die gewöhnlichen Organe der Menschen für unmächtig, solch göttliches Empfinden zu erfassen. Sehr „wenige Menschen verstehen es ... zu trauern, der Schmerz redet sie in einer himmlischen Sprache an und sie können nur mit ihren unbeholfenen irdischen Tönen antworten. Wer sich freuen oder wer weinen will, ziehe sich ja zu Blumen und zu Bäumen zurück" (III, 30). So trieb auch Balder die Mißachtung vor den gewöhnlichen Menschen als Nachklang seiner ironischen Stimmung in die Einsamkeit. Im Unterschied zu Balder jedoch, der aus klarer Einsicht in die Beschränkung menschlichen Verstandes bewußt sein Gefühl steigert, um diese Grenze zu überspringen, kommt sie gefühlsmäßig, instinktiv auf diese Ansichten und läßt sich mehr passiv von solchen Empfindungen leiten als daß sie sie willkürlich benutzt. Ihr schwärmerisches Liebesgefühl sieht jetzt in Lovell, der in ihr solche überirdischen Ahnungen weckte, naturgemäß selber einen der alltäglichen Welt Entrückten. Er „ist ganz über das kleinliche Leben hinüber ... Sein Geist ist durch und durch geläutert und gereinigt und er gehört nicht mehr der Erde an. Ich kann es nicht unterlassen, ihn zu bewundern" (III, 38). „Es ist so etwas Wunderbares um ihn her, daß man sich in seiner Gegenwart wie in eine andere Welt entrückt fühlt" (III, 39). Daß ein solcher Übermensch sie seine Freundin nennt, wird für sie weiterer Grund, auf die anderen als armselige Geschöpfe herabzublicken. In dieser Stimmung erscheint ihr die Erde als „wüst und entvölkert," „sie ist nur eine große Erdmasse voller stummer Leichen" (III, 39).

Schließlich wird ihr dies Gefühl der Liebe zu einem metaphysisch, sittlichen Instinkt. Liebe ist ein göttliches Unterpfand.

Wozu sie treibt, das ist geheiligt. So schreibt sie an Lovell: „Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu beruhigen; — doch nein, das Wort ist zu kalt und ängstlich. — Ich bin es meinem klopfenden Herzen schuldig: ich kann nicht anders, wenn ich auch wollte“ (III, 44). In ihrem Liebesgefühl erblickt Emilie eine Naturmacht, die nicht fragen darf nach Sitte und Konvention, ja eine göttliche Stimme, die frei von aller Sinnlichkeit macht und Teilhaben schafft an der in Lovell sichtbar gewordenen Idee des Guten. Wird sie unter diesem Einfluß nicht geläutert und tugendhaft, da sie in ihrer Liebe eine Aufgabe erblickt, ihn zu heilen und mit der Welt zu versöhnen (III, 79)? „Mit Freuden würde ich mein eigenes Herz aufopfern, bloß um das seinige zu retten“ (III, 80).

Der Zug des Herzens wird ihres Schicksals Stimme. Sie glaubt, wie eine Auserwählte, eine Heroine, ihr Leben für einen Geheiligten weihen zu können, und ahnt nicht, welch einem Verworfenen sie die Hand gereicht hat, da sie sich jedem kritischen Urteil verschloß. Sie verläßt heimlich das Elternhaus und Karl Wilmont, der sie ehrlich liebte. Bald wendet sich Lovell schamlos von ihr. Nüchtern blickt nun der graue Alltag sie an. Wie Andrea nach seiner Enttäuschung verfällt auch sie in das andere Extrem, blickt nur noch mit Verachtung auf ihre früheren, im Grunde guten Empfindungen (III, 151), die, wie Tiecks Meinung ist, ihr nur zum Verhängnis wurden, weil sie diese mit Unterdrückung der prüfenden Stimme des Verstandes zu hoch schwellen ließ. Ihre zarte Natur bricht unter der Wucht der Ereignisse zusammen: sie stirbt mit dem zu späten Wunsche, ein Leben in Einfachheit gelebt zu haben, fern von der Sucht, über gewöhnliches Maß hinauszustreben (III, 151.)

§ 7. William Lovell.

Als dritten Vertreter dieser Klasse des allzu gesteigerten Gefühls, das blind macht gegen die tatsächlichen Forderungen des Lebens oder zur Überhebung führt, betrachten wir den rastlosen Lebensstürmer William Lovell, der bald naiver Schwärmer, bald kühler Rechner, bald edler Liebhaber, bald Genußmensch, der bald ernster Philosoph, bald Skeptiker, bald Materialist, bald Metaphysiker ist, der durch sein starkes Lebensgefühl von einer Ansicht zur andern geht, einmal aus Trotz, meist aus gutem Instinkt, aus tiefem metaphysischen Bedürfnis, bis er, indes zu spät, zur Einsicht

in die Grenzen menschlicher Kräfte kommt. So bewegt sich seine Entwicklung auf einer mittleren Linie zwischen den Anschauungen Balders, Emiliens, Rosas und Andreas.

Zwei hervorstechende Eigenschaften seines Charakters lernen wir gleich am Eingang kennen: „Lebhaftigkeit seiner Phantasie“ und „Reizbarkeit des Gemütes“ (I, 20 2. Ausg. 1813 und I, 228 f. 1. Ausg.). Von einem starken Willen erfahren wir nichts. Gern gibt er sich träumerischen Stimmungen hin, die sich bei ihm in einem Trieb zu Reisen, zu wunderbaren Fernen entladen (I, 230). Als empfindsamer Mensch neigt er zur Einsamkeit, da er in der Natur eine freundliche Resonanz für seine heiteren und schwermütigen Gefühle findet. „Den ländlichen Schatten des Waldes“ liebt er statt „jener großen Welt“ (I, 36).

Ohne Erfahrung, nur in seinen Traumwelten heimisch, zeigt er sich naturgemäß im Verkehr mit den Menschen und Gott als schwärmerischer Optimist. Bei allen vermutet er blindlings eine rechtschaffene Natur, da er selbst ja auch stets als der „gute Herr William“ (I, 65 f. und 92) erscheint. So ist Lovell ein leicht vertrauender Mensch, weil seine Phantasie schnell in die, zu welchen sich sein edles Gefühl hingezogen fühlt, das hineinlegt, was er in sich empfindet. „Ich liebe die meisten, möchte sie gern alle lieben“ (I, 60). Mit solchen Leuten, die ihm sympathisch sind, möchte er gewissermaßen ineins fließen. Wegen dieser Anlage warnt ihn sein Vater, daß es ihm nicht gehe wie Andrea: „Begegne nicht jedem mit deiner heißesten Liebe, um nicht einst das ganze Geschlecht zu hassen; sei sparsam mit deinem Vertrauen, um nicht einst in einem ewigen Mißtrauen zu verschmachten ... das Auflodernde in deinen Gefühlen hat mich oft um dich besorgt gemacht; ohne zu untersuchen, traust du jedem Wesen, das dir nicht mißfällt, alle deine Gefühle zu und findest sie auch in fremden Seelen wieder; aber wenn du dich nun in drei Freunden irrst, so wirst du allen Glauben an Freundschaft verlieren“ (I, 113).

Diesen schwärmerischen Optimismus bekundet Lovell auch im Hinblick auf Gott. Das ist natürlich, zumal da sein Vater ständig seine schützende Hand in den Jahren der Kindheit über ihn hielt. Lovell erzählt selbst von seiner Jugend: „Bis jetzt (da er seine erste Reise antreten soll), ist mein Leben ein ununterbrochener Freudentanz gewesen ..., in der hellen Gegenwart genoß ich und weidete mich an Träumen einer goldenen Zukunft, in der glücklichsten Beschränktheit

liebt' ich Gott wie einen Vater, die Menschen wie Brüder und mich selbst als den Mittelpunkt der Schöpfung" (I, 19 f). In seinem Innern konnte eine eigne wunderbare Traumwelt auferstehen, für ihn, der so behütet und gepflegt aufwuchs.

Williams erstes großes Erlebnis ist seine Liebe zu Amalie Wilmont. Hierbei tritt noch stärker seine gefühlvolle Natur hervor, indem sie in erhöhtem Maße die Fähigkeit zeigt, die Wirklichkeit stets nur im Lichte seiner inneren geistigen Verfassung zu betrachten. Von Amalie kann er sich angezogen fühlen, da sie von entsprechender Anlage ist. Das tote, chaotische Leben der Großstadt haßt sie gegenüber dem „dichten, rauschenden Wald" (I, 44), wo es sich so schön schwärmen läßt. Noch weiß Lovell nicht, ob seine Neigung erwidert wird. Daher läßt ihm bei einer kurzen Abwesenheit von ihr seine Ungewißheit und Schwermut das ganze Leben im schwärzesten Lichte erscheinen: „Eine dunkle, ungewisse Ahnung hat mich befallen, als sei hier, in diesen Momenten eine der Epochen meines Lebens, mir ist, als säh' ich meinen guten Engel weinend von mir Abschied nehmen" (I, 19). Der Begriff des Daseins beginnt sich für ihn, der noch nichts von rauher Wirklichkeit kennen gelernt, zu komplizieren. Seiner schnell arbeitenden Phantasie scheint es, als schwebe ein Verhängnis über ihm: „Schwarz war die Nacht, . . . als zornge Götter mich ins Leben sandten" (I, 21). Unter dem teilnehmenden Einfluß der Natur aber, die ihm „freundlichen Trost" (I, 37) wie eine Mutter zuspricht, löst sich allmählich seine düstere Stimmung. Lachender Himmel und leuchtender Sonnenschein vermögen ihn seiner Verzweiflung zu entreißen (I, 37). Beim Antritt seiner Bildungsreise, als es längeren Abschied von der Geliebten gilt, gewinnt noch einmal die Melancholie über ihn Macht. Da er empfindet, daß sein Freund Eduard über diese Selbstquälereien lachen wird, gebietet er seiner Phantasie, „und diese schwarzen Gestalten sinken mit ihrem nächtlichen Dunkel vom Tuche herab" (I, 54). Wir sehen hier deutlich, daß dies Einspinnen in dunkle Vorstellungen nur auf einer Schwäche des Willens, auf einem Mangel an kühler Betrachtung der objektiven Verhältnisse beruht.

Ein zweites Ergebnis seiner Liebe ist eine bestimmtere Weltanschauung, die natürlich in Platonismus ausläuft, da in seinem schwärmerischen Gefühl die Kraft liegt, alle sinnlichen Anreize sogleich zum Geistigen zu erheben. Gott erhält als wesentliche Bestimmtheit jetzt die Liebe. In dieser Kraft sieht Lovell zugleich das

einigende Band der ganzen Welt (I, 21). Unter dem Liebesgefühl wächst er selbst zum Gott (I, 24). Wie nach der antiken Vorstellung die Seelen der Liebenden die Schranken des Leibes durchbrechen können, so glaubt auch er der Amalie im Traum erscheinen zu müssen, da er „so innig nur sie, nur sie einzig und allein denken kann" (I, 26). Als er endlich seiner Liebe zu ihr sicher ist, werden diese phantastischen Empfindungen noch deutlicher: „Dies neue Bewußtsein hat mich aus allen kleinen armseligen Gefühlen zum hohen Genusse eines Gottes emporgerissen ... Alles was ich sehe, was ich höre, — alles was lebt, ist vom Hauche der Liebe, — vom Hauche Gottes beseelt" (I, 57). Nun scheint ihm auch seine Existenz im Weltganzen, das er jetzt als etwas Sinnvolles ansieht, gesichert: „Ordnung, Harmonie ist das große Grundgesetz aller unendlichen Naturen, sie ist das Wesen, der Urstoff des Glücks, die erste bewegende Kraft, — auch wir werden von den Speichen des großen Rades ergriffen, wir sind Kinder der Natur und haben Anspruch an ihre Gesetze" (I, 70). So zeigt er sich als Optimist und Dogmatiker im kantischen Sinne. Er ist glücklich, da er naiv, auf die Allmacht seines Gefühls vertrauend und jedes Verstandesmäßige von sich weisend, an einen Verkehr und Zusammenhang mit transzendenten Mächten glaubt. Noch zweifelt er nicht an der Realität und Erkennbarkeit der Außenwelt. Wir sehen ihn auf einem, vielleicht auf dem Höhepunkt seines Daseins.

Vergleichen wir die Schwankungen seines edlen Gefühlslebens mit einer Kurve, so beginnt sich jetzt deren Gesamtrichtung trotz einiger Versuche Lovells, in den früheren Zustand der Unschuld und des Glaubens zurückzukehren, zu neigen.

Seinen ersten Aufenthalt nimmt er in Paris. Anfangs wehrt sich sein schwärmerisches Gefühl noch gegen französischen Geist, den spottenden Witz, das mechanische Leben der Großstadt und die tändelnde Kunst (I, 81. 84 f.), gegen die Forderung des Verstandes, die Qualitäten der Natur zur wissenschaftlichen Bezwingung in Quantitäten aufzulösen. Er will nicht glauben, daß der Regenbogen nur eine Erscheinung für ihn ist: „Ich hasse die Menschen, die mit ihrer nachgemachten kleinen Sonne in jede trauliche Dämmerung hineinleuchten ... In unserem Zeitalter ist eine Art von Tag geworden, aber die romantische Nacht- und Morgenbeleuchtung war schöner" (I, 87). Er träumt sich lieber in die naive Anschauung der Alten zurück, wo aus den Quellen Nymphen sprachen, wo die Götter

mit Menschen verkehrten. Den Glauben an die Einheit von Mensch und Natur, an die Götternähe der Alten möchte er nicht missen. Noch ist er der Dogmatiker, der das Kriterium der Wahrheit vom Gefühl erhält, das glauben will, ohne zu fragen, ob es kann und darf. Nach seiner Ansicht kann man wohl mit Hilfe des Verstandes durch Aufstellung verschiedener Gesichtspunkte der Erkenntnis eines Gegenstandes näher kommen. Indes das Gefühl führt vielleicht richtiger und kürzer zum Ziel. „Das Gefühl wohnt in jeder Brust, dieser Wegweiser verläßt den Menschen nie, mir scheint es natürlicher ihm zu folgen" (I, 124). Daher sucht sein volles Herz noch Zuflucht bei Wesen, die in gleichem Rhythmus wie sein Inneres schwingen. In stillem Gedenken an Amalie findet er Trost. Die reinsten Gefühle beseligen ihn noch (I, 90). So freut es ihn auch, einen sympathischen Menschen kennen zu lernen: Balder, einen „jungen aufbrausenden, sonderbaren Deutschen", dessen Denkart eben jetzt der seinigen entspricht. „Zwei harmonierende Töne können nicht so leicht ineinander schmelzen, als diese beiden Seelen: beide sind Enthusiasten, beide poetisch gestimmt, beide begegnen sich mit gleicher Liebe" (I, 79). Instinktmäßig aber zieht sich William vor kalten, verständigen Naturen zurück, wie jetzt vor dem Italiener Rosa: „Mein Herz kann ihm nicht vertraulich entgegenschlagen; mir ist in seiner Gegenwart ängstlich und beklemmt" (I, 84). Ein feindliches Element klingt wieder leise an. Noch aber wehrt es Williams ursprüngliche Natur erfolgreich ab.

Da kommt durch die Comtesse Blainville seine Sittlichkeit zu Fall, indem sie es versteht, die Sinnlichkeit durch scheinbar edle sympathische Haltung aus dem Platoniker herauszulocken. Nach einigem Widerstreben (I, 122) fühlt er sich von ihr angezogen: „Ein sanfter Blick ihres Auges, — und — sie ist das schönste Bild der Schwermut ... Sie empfindet wirklich tief, ihre zarte Seele ist nicht durch jenen witzigen Weltton der Franzosen verdorben, sie ist ein einfaches Kind der Natur, ..., ich habe sie beim Anblick des Elends gerührt gesehn" (I, 122f.). Er, der so abhängig ist von Menschen, wenn sie nur verwandte Saiten in ihm erklingen lassen, der immer nach Hochgefühlen hintreibt, dessen Liebe zu Amalien nur unter ihrem sinnlichen Eindruck so hohe Wellen schlagen konnte (I, 149), kann sich der höchst ansprechenden Erscheinung nicht widersetzen. Mit einem leeren Herzen vermag er ja nicht zu leben (I, 23). Und die Blainville hat jetzt

immer besser „die Manier gefunden, ihn zu attachieren“ (I, 140). Sie spielt die Tugendhafte und ist in Wahrheit eine Kokette. Sein Gefühl aber zeigt sie ihm als „überirdisches“ Wesen (I, 141). Nun hat sie seine Schwärmerei auf gleich hohe Stufe gestellt wie Amalien, die platonisch Geliebte. Doch schnell sinkt er jetzt, klares Urteil verwerfend, zum gewöhnlichen Sterblichen herab.

In seinem Subjektivismus, der bei seiner Erziehung und Gefühlsanlage natürlich ist, weiß er nichts von moralischer Verpflichtung. Seine sittlichen Maximen werden vielmehr von ästhetischen Gesichtspunkten bestimmt. Was ihn in schöne Harmonie versetzt, was sein Lebensgefühl steigert, das darf, das muß er in sich aufnehmen. „Soll mir diese Liebe (zu Amalie) ein Gesetz sein, gegen jede Vortrefflichkeit unempfindlich zu sein? — Liebe erhöht die Empfindungen, veredelt sie“ (I, 146). „Ich kann der Allmacht meiner Gefühle nicht widerstehen. Louise Blainville ist ein Engel . . .; ich wäre taub und blind für soviel Schönheit und Edelmut“ (I, 145). Inzwischen hat sich auch Rosa bei ihm Eingang zu verschaffen gewußt, indem er gleiche Gefühle heuchelte (I, 180). Er versteht seine Theorien geschickt Lovells Wesen anzupassen, wenn er ihn lehrt: „der Busen des fühlenden Menschen hat für tausend Empfindungen Raum, warum will der Mensch seiner eignen Wonne zu enge Schranken setzen?“ (I, 144). Unter den weichen Klängen der Musik, während die Strahlen des Mondes, gedämpft durch rote Vorhänge, ein „romantisches Licht“ ausgießen, also eine höchst stimmungsvolle Situation von der Blainville geschaffen ist, muß William in ihr ein ätherisches Wesen vermuten und — wirft sich in ihre Arme (I, 166 f.). Noch will er Balder am Eingang eines Briefes von der überirdischen Heiligkeit seiner Empfindungen überzeugen (I, 168), da zeigt auch schon der Fortgang, wie die in seinem sensiblen Gemüt versteckt liegende Sinnlichkeit jetzt ihr Recht verlangt: „Ich bedaure die Toren, die ewig von der Verächtlichkeit der Sinnlichkeit schwatzen . . . Nein ich habe zum Dienste jener höheren Gottheit geschworen, vor der sich ehrerbietig die ganze lebende Natur neigt“ (I, 169). Klarer noch sieht die erfahrene Blainville, die weiß, wie nahe „ätherische und überirdische Entzückungen“ mit der Sinnlichkeit verwandt sind; „der erhabenste Mensch glaubt sich zu veredeln, indem er sinkt“ (I, 166 f.).

Am nächsten Morgen nach dem Rausch erkennt endlich Williams gutes Gefühl, wie es um ihn steht. „Was ist die Stärke des

Menschen" (I, 170) ruft er verzweifelt. Der Glaube an die ewig gute Natur beginnt zu wanken. Fliehen ist sein einziger Wunsch, da er richtig fühlt, daß er in sich keinen Halt vor diesem moralischen Schmutz hat. Nur „ohne Versuchung" vermag man sich die „Kräfte eines Herkules" zuzutrauen (I, 177). In Amalie sieht er jetzt wieder seinen schützenden Genius, an sie sucht sein Herz sich anzuklammern (I, 174). Er will zurück zu den reinen platonischen Gedanken, die ihn vor seiner Ausreise erfüllten. So feuert er die Geliebte an, beim Lesen seines Briefes durch Konzentration auf ihn ihre Gefühle zu steigern. Dann müßte der „Geist die Hülle des Körpers durchbrechen ..., um in die Umarmungen des verwandten Genius zu fliegen, o dann werden Sie empfinden wie ich, — dann zerreißen Sie das Papier und unsere Geister besprechen sich unmittelbar in einer hohen entzückenden Begeisterung" (I, 176). Er schwärmt sich in die mystisch romantische Anschauung vom Geist hinein, der die Materie durch Enthusiasmus überwindet.

Von Paris geht seine Reise nach Florenz. Nun wird sich zeigen, wie vergiftend das eine Erlebnis mit der Blainville auf ihn gewirkt hat: es ist eine Unruhe und Flüchtigkeit in sein Empfinden gekommen. Zwar wird er tief ergriffen von den Resten der Antike: „Ich bespreche mich im stillen Anschaun mit den erhabenen Geistern der Künstler". Des Abends hofft er immer Gestalten der Vergangenheit aus den Trümmern treten zu sehen. So träumt er sich mit allen seinen Sinnen in die alte Zeit hinein (I, 228 ff.). Wieder sehen wir seine Fähigkeit zu lebhafter Anschauung, so daß seine Vorstellungen die Welt werden, in der er sich wohl fühlt. Doch diese Stoffe packen ihn auf die Dauer nicht mehr, obwohl er sich noch in Paris heftig nach antikem Geist gesehnt hatte. Er beobachtet sich und empfindet, „daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt" (I, 235). Erschreckt fragt er: „Welch unnennbare, wehmütige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen, ungekannten Freuden drängt?" (I, 235). Sein Inneres harrt eines neuen großen Ereignisses.

Sein Optimismus gerät ins Wanken. Dazu wird er jetzt mit Balders Philosophie bekannt, wonach es zweifelhaft ist, ob Wahnsinn oder Vernunft wertvollere Erkenntniskräfte im Menschen sind (I, 268 ff.). Noch ratloser macht ihn in seiner erlebnisschwangeren Stimmung eine unheimliche Begegnung. Eines Abends erkennt er auf einem Spaziergange in einer vorübergehenden Gestalt

die Züge eines Mannes wieder, wie er sie in seiner Kindheit oft mit Grausen auf einem Bilde seines Vaters bestaunt hat. „Mir war's, als stände mein böser Engel in sichtbarlicher Gestalt vor mir." Bei seinem gegenwärtigen düsteren Zustand — das Dunkel der Nacht ist auch heraufgezogen — kann die pessimistische Überzeugung in ihm Kraft gewinnen, als würden „in diesem Augenblick alle glücklichen Blätter aus dem Buche seines Lebens" gerissen (I, 279). Noch geht dieser Pessimismus aus einer Melancholie des Gefühls hervor wie bei dem ersten Abschied von Amalie.

Rosa wird jetzt sein verhängnisvoller Retter, der ihn zur Verachtung seiner guten sympathischen Gefühle bringt, der ihn zum Skeptiker und Pessimisten aus Einsicht in die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnisbedingungen macht.

Mit dem Italiener bekennt er sich anfangs zum erkenntnistheoretischen Phänomenalismus: es kann alles, „was ich außer mir wahrzunehmen glaube, nur in mir selber existieren. Meine äußeren Sinne modifizieren die Erscheinungen und mein innerer Sinn ordnet sie und gibt ihnen Zusammenhang". „Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders, als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursache und Wirkung ist, findet alles in genauestem Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann" (I, 320 f.). Hiermit erscheint er noch nicht als Solipsist.

Er bleibt aber nicht bei dem kritischen Standpunkt stehen gemäß seiner Natur, immer das Extrem zu wollen. So löst sich ihm das Reich der Erscheinung in bloßen Schein auf. Und diese radikale Ansicht wendet er jetzt auf die Ethik an. Da der Mensch im theoretischen Wissen zu keinem Allgemeingültigen vordringen kann, so leugnet Lovell jetzt unter Rosas sophistischen Theorien, absichtlich seine guten Gefühle unterdrückend, die Möglichkeit jeder sittlichen Norm. Wie Burton und Andrea das auch vom sensualistischen Standpunkte aus taten, bekennt er sich zum Hedonismus. „Die Tugend ist nur, weil ich selber bin. Ein Widerschein in meinem inneren Sinn" (I, 322). Der reine Subjektivismus erscheint als einzig mögliche Ansicht. Zuvor hatte er den gleichen Standpunkt, aber auf die Allmacht seiner Gefühle vertrauend, gewonnen. Seine Überzeugung bringt er nun auf die Formel: „So beherrscht mein

äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt" (I, 322). Rosa führt ihn weiter auf dieser Bahn und ermuntert ihn, seine „Schüchternheit fahren zu lassen," und Lovell ist stolz, sein eigner „Steuermann in manchen dunkeln Regionen" (I, 263 f.) jetzt zu sein. Der Italiener sucht weiter William von der Nichtigkeit exaltierter Einbildungen zu überzeugen, die nur eine nie zu erreichende Scheinwelt vorgaukeln, während das Irdische mit tausend greifbaren Genüssen aufwarte (I, 298). Lovell geht nicht mehr Balders düstern Spekulationen nach, ihm genügt die Sicherheit seiner Existenz. „Genug, daß ich selbst bin; mag alles umher da sein, auf welche Art es will, tausend Schätze sind über die Natur ausgestreut uns zu vergnügen, wir können nicht die wahre Gestalt der Dinge erkennen ... An dies Leben hänge ich alle meine Freuden und Hoffnungen" (I, 314). „Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetze gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste, — ich breche ab" (I, 323). Instinktmäßig fühlt er, welcher unheimlichen Unsicherheit er verfallen muß, nachdem ihm jeder Zusammenhang seines inneren Gefühls mit objektiven Werten, der einem Menschen wie Lovell nötig ist, genommen wurde. Zugleich wird Tiecks Absicht wieder deutlich, zu zeigen, wohin der einseitige Verstandesmensch kommen muß.

An Rosa muß er jetzt auch irre werden, da er ihn am Arm jenes entsetzlichen Alten sieht (I, 339). Wie beim ersten feindlichen Erlebnis will sein guter Genius wieder zu den kindlich schönen Gefühlen der Unberührtheit fliehen. Er jammert: „Wie ein verirrtes Kind sehn' ich mich nach meiner Heimat zurück" (I, 340). Ihn ekelt es jetzt, „der Schüler einer egoistischen, sinnlichen Philosophie" (I, 336) gewesen zu sein. Jetzt denkt er wieder an Eduard; Amalie kommt bei seiner Hilflosigkeit in seine Erinnerung zurück: „Darum will ich zu dir, zu dir und Amalien zurück" (I, 336). So erbittet er von seinem Vater die Einwilligung zur Heirat mit der Geliebten unter der Begründung, daß sein „Genius ihn aus Italien fortängstige," „daß an Amaliens Seite die Kette seines Lebens und seiner Tugend befestigt" sei (I, 345 f.).

Seine Bitte wird abgeschlagen, und er hatte doch sein ganzes Sein und Wesen auf ihre Erfüllung gesetzt. Die Antwort wirft ihn ganz danieder: „Nun will ich auch das Maß meines Elends bis oben anfüllen" (I, 353). Aufrichtig sehnte er sich nach dem reinen Glück der Jugend. Unendlich schwer wird ihm der Abschied von

ihr, die er noch einmal ehrlich lieben wollte: „O Amalie! Soll ich denn ganz Ihren Namen aus meinem armen, blutenden Herzen reißen? Soll ich auch die Wurzel meiner Seligkeit ausrotten, damit mich nie der Schimmer einer jungen Pflanze wieder erquickt?“ (I, 354). In grandiosem Bilde schaut er die Bahn seiner Zukunft: „Schon seh' ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk da, und er steht und beweint den Verlust“ (I, 355). Wir sehen ihn wie nach dem Erlebnis mit der Blainville auf einem zweiten Tiefpunkt. Blindlings springt er jetzt in natürlicher Reaktion in sein Verderben hinein. Glühender denn je gibt er sich dem Rosa hin. Aufspringt seine Leidenschaft und schreibt die Willkür auf ihr Panier (I, 358). Als er jetzt vor Rosa gewarnt wird, klingt aus seiner Entgegnung eine furchtbare Gleichgültigkeit: „Es ist ja das Spielwerk des Lebens, daß sich die Menschen betrügen, alles ist maskiert, um die übrige Welt zu hintergehen, . . “ (I, 366) Nun beginnt er auch, enttäuscht wie Andrea, „kalt und vernünftig zu werden“ (I, 364), wie es nach Williams Ansicht sein Vater wollte.

Es gelingt ihm wieder, für einige Zeit aus seiner Brust alles sittliche Gefühl zu tilgen, das für ihn das Band war, das ihn mit andern edlen Menschen verknüpfte. Nur seinem Verstande folgend, scheint ihm der Egoismus und die sinnliche Philosophie des Italieners abermals als einzig berechtigt. Nichts allgemein Verbindliches existiert, der Subjektivismus herrscht. Darum verachtet er jene, die sich „von Jugend auf ein Schema machten, . . ., das Gerüst und Sparrwerk eines Systems“, woraus ein jeder seine „eingebildete Wahrheit“ schreit, und dem Nachbar gegenüber nicht glauben will, „der in einem anderen Käfig steckt und eine andere Lehre predigt“ (II, 16). Gibt es also in der theoretischen Erkenntnis nur individuelle Meinungen, so ist es in der Praxis ganz natürlich, daß jeder frei seinen eignen Trieben folgt. So läßt sich William nun bewußt treiben. Er scheint vor dem vollkommenen Zusammenbruch seiner sittlichen Kräfte zu stehen. Sein Geld verpraßt er, öffentlichen Weibern gibt er sich hin (II, 25. 43. 74 ff.). Poesie, Kunst und selbst die Andacht ist ihm nur verkleidete Wollust (II, 19). Wiederum geht er auch in diesen Ansichten bis zum Extrem, indem er glaubt, er habe auch an Amalie nur seine sinnlichen Triebe befriedigen wollen.

Indessen wie sehr auch jetzt wieder dies wüste Treiben seiner Natur widerstrebt, wird bald bemerkbar. Eduard sucht ihm die Widersprüche in seiner sinnlich-materialistischen Philosophie nachzuweisen, da Lovell ja mit solchem Enthusiasmus für sie eintrete. Also verwerfe er doch selbst den Standpunkt: l' homme machine (II, 93). Wirklich machen diese Einwürfe einen tiefen Eindruck auf William (II, 96 f.). Selbst als er noch vollkommen in Rosas Bann war und jene freigeistigen Gedanken seinem Freunde Burton mitteilte, konnte er schon nicht, wie er dem Italiener gestehen muß, Tränen der Reue und Sehnsucht nach dem früheren Leben zurückhalten (II, 21 f.). William ist im Grunde eine ernste Natur, den die Probleme des Daseins nicht aufhören lassen zu grübeln: „Ist denn meine jetzige Meinung (eine Art positivistische, aus der nach Tieck der Egoismus folgt) nicht vielleicht ebenso Täuschung als meine vorhergehende . . .? Alles liegt dunkel und rätselhaft vor unsern Füßen, wer steht mir dafür ein, daß ich nicht einen weit größeren Irrtum gegen einen kleineren eingetauscht habe?" (II, 22). Sein Wunsch den Glauben an Unschuld und das naive Denken der Jugend wieder zu erhalten, scheint in Erfüllung zu gehen, als er in der Umgebung Roms ein singendes Mädchen bemerkt. Obwohl der erste Anblick dieser Rosaline ihn erschüttert (II, 107), bleiben seine guten Absichten nur Zuckungen des ehemals unbefleckten Gemütes. Überschwänglich wie immer sieht er in ihr sogleich ein „göttliches Geschöpf," deren „Lächeln wohltun muß wie die Frühlingssonne" (II, 108). In seinem aufwallenden Gefühl vergißt er wieder Gegenwart und Vergangenheit: „Es ist als wenn ich zu dem Mädchen hingezaubert wäre, ich habe noch nie ein Geschöpf mit dieser Heftigkeit, ich möchte sagen mit diesem Wahnsinn geliebt" (II, 132). „So will ich denn einzig für sie leben" (II, 133). Zuerst fesseln ihn jetzt aber ihre reizenden Formen (II, 138). Unter den mephistophelischen Einflüsterungen Rosas, der ihn ob seiner reinen Gedanken und anbetenden Scheu einen linkischen Schwärmer nennt (II, 120 ff. 141 ff.), beginnt er nun ferner zu schwanken zwischen niederer Begierde und hoher Liebe und Begeisterung. Diese gegensätzliche Stimmung schildern trefflich zwei unmittelbar aufeinander folgende Sätze: „Das Mädchen mit diesen glänzenden Augen muß Temperament haben, nur versteh ich nicht die Kunst, Sinnlichkeit, Eigenliebe und Eigennutz bei ihr auf die wahre Art in Bewegung zu setzen. — Spotten Sie übrigens, wie Sie wollen, es ist gewiß

ein himmlisches Geschöpf" (II, 123). Er entdeckt ihre „schöne, unbefangene Seele". Der Platonismus der ersten Zeit beginnt sogar wieder lebendig zu werden. Unter ihrem schlichten Gesange zur Laute „erwachen die leisesten Ahnungen in den Winkeln ... und Rückerinnerung eines früheren Daseins, wunderbares Vorgefühl der Unsterblichkeit rührt die Seele an" (II, 146). Noch glaubt er: „Es ist gewiß, daß man unter unschuldigen Menschen selbst wieder unschuldig wird. Jetzt kommen mir manche meiner Ideen (Egoismus) zu gewagt vor ..., ich bin hier in der kleinen Hütte demütiger" (II, 143). Noch vermag er andächtig ihren schlichten Erzählungen und ihren einfachen Vorträgen von Volksliedern zu lauschen (II, 146). Vielleicht könnte er dauernd reinstes Glück an ihrer Seite genießen, wenn er ein Landmann würde (II, 144). Doch seine einst reine Seele hat für immer unter dem schlüpfrigen Leben mit Rosa und der Blainville gelitten. Denn mit immer größerem Behagen berichtet er diesem Freunde von den körperlichen Reizen der Geliebten (II, 146). Schnell wird er jetzt mit der unangenehmen Botschaft fertig, daß Rosaline bereits verlobt ist. Er sieht in dem Nebenbuhler sofort einen Verworfenen, vor dem er, wie er sich einredet, „dies herrliche Geschöpf" bewahren muß. Er hat jetzt bereits gelernt bewußt seine Pläne zu verfolgen. Wir sehen, wohin es führt, wenn er sein warmes Gefühl unterdrückt und sich den Sophismen des Verstandes hingegeben hat. Er wird zum Verführer, der kalt und berechnend bei der Einfangung seines Opfers zu Werke geht. „Halb im Ernst" (II, 149) verspricht er ihr die Ehe. Sein besseres Selbst belügend will er es als gutes Werk hinstellen, „wenn er sie über ihr eigenes Wesen aufklärt, sie wird sich selbst im Kelche der Wonne berauschen, und mir noch für mein höchstes Glück Dank sagen" (II, 158). Die beängstigende Hast und Unruhe, die wir nach der Blainvilleepisode trotz des Versuches, seinen Geist in antiken Stimmungen zu beruhigen und rein zu baden, bemerken konnten, bricht auch jetzt wieder durch: „Warum bleibt ein Wunsch nur so lange Wunsch, bis er erfüllt ist? ... Auch im höchsten Genusse lauert gewiß schon eine neue Begierde, die sich selbst nicht kennt" (II, 155). Der Wunsch nach ihrem leiblichen Besitz wird immer mehr herrschend. Daher weiß er das einzige Hemmnis, den Bräutigam, geschickt aus dem Wege zu räumen (II, 175 f. 180 f.). Jetzt gelingt es ihm, Rosalinen sich ganz zu eigen zu machen. Die Bilder, die er Rosa, angeheitert von Cyperwein,

von der Liebesnacht entwirft, atmen nur Wollust und sinnliches Begehren (II, 183 f. 186), ohne die feinen geistigen Fäden ahnen zu lassen, die sich sonst zwischen ihm und einer Geliebten flochten. Da Rosaline jetzt auf die Heirat dringt (II, 188. 193) und sie ihm nur noch abgeschmackt erscheint, hat er das Herz, Rosas sophistischem Rate, sie zu verlassen, zu folgen. Lovell habe ihr ja nicht Treue geschworen, sondern jene Beteuerungen seien nur „notwendige Äußerungen des Gefühls, das Sie damals hatten" (II, 197), gewesen. Rosaline vermag die drohende Schande nicht zu ertragen und stürzt sich in die Tiber.

Auf einem dritten Tiefpunkt ist Lovell jetzt angelangt. Eine Ebbe hat die Flut seiner Spannungen abgelöst. Wie Balder bei ausgebranntem Herzen in der Welt nur einen klappernden Mechanismus sah, so geht es auch William. Denn die Nachricht vom Tode seines Vaters und von der Verheiratung Amaliens läßt ihn vollkommen ruhig, da sie nach seiner Meinung „in der Natur der Dinge gegründet" lagen (II, 234). Das Leben ist nichts als ein Schauspiel und die Menschen Komödianten, wert verachtet zu werden (II, 211 f.).

Diesem lebenssatten Fatalismus gibt er jetzt eine eigenartig deterministische Wendung, indem er das subjektive Kraftgefühl zum einzig sittlichen Führer erhebt. Daher blickt er voller Hohn auf die Grundsätze des Menschen herab: „Welcher Mensch ist denn der edlere — derjenige, der stets nach dem Gefühl handelt, das ihn gerade in diesem Momente beseelt und ergreift, das ihn wie ein Gott im Busen vorwärts treibt, und er nun geht, ohne mit feiger Ängstlichkeit hinter sich zu blicken? Oder der, der nur als ein Sklave nach einem Gesetze sucht ...? Der Mensch ist nur dann geadelt, wenn er aus stillen unbewußten Gefühlen auf die Art gut ist wie das Tier durch Instinkt Nahrung und Gesundheit erwirbt, wie die Pflanze von innen heraus wächst ohne ihren Willen" (II, 235). So macht er einen neuen Versuch, den selbstsüchtigen Subjektivismus als einzig richtigen Standpunkt hinzustellen. Sein Verstand ist jetzt soweit ausgebildet, daß er durch eigne Sophistereien aus der Not eine Tugend machen kann. In Anlehnung an Rosa erhebt er kraftgenialische Gedanken zu seinem Ideal. Alle Kräfte in seiner Brust will er spielen lassen, daß ihre Geheimnisse sich offenbaren, um dann aus tausend Widersprüchen eine reiche Harmonie zu bilden (II, 236). Die pessimistischen Gedanken Balders, keiner verstehe den

andern, das ganze Leben sei ein verächtliches Possenspiel (II, 30 ff.), die Aufzeichnungen seines Vaters, in denen dieser von der Schwierigkeit spricht, einem andern wegen der Mangelhaftigkeit der Sprache und den Hemmnissen des Leibes (II, 224 f.) seine Ansichten mitzuteilen, benutzt William ferner, um für seine Theorie von der Allmacht des Gefühls neue Beweise anzuführen. Im Grunde habe jeder die gleichen Absichten und Ziele: „Die verschiedenartigsten Meinungen der Menschen, . . ., vereinigen sich wieder im Gefühle; die Worte, die äußeren Kleider der Seele, sind es nur, die sie verschieden erscheinen lassen" (II, 256). „Die verschiedenen Gedankensysteme der Menschen sind nur zufällige Kunstwerke, die jeder . . . mit diesen oder jenen Zierraten aufputzt, . . . So macht sich der eine die stoische, der andre die epikuräische Philosophie zu eigen: aber alles sind nur die Außenwerke des Menschen" (II, 257).

Wollte er hiermit anfänglich nur das Recht seiner Willkürphilosophie erweisen, so beginnt er jetzt plötzlich mit diesen Gedanken vom Gefühl ernst und tiefsinnig eine metaphysische Theorie der *Gefühlseinheit* zu entwickeln, wobei er aber die erkenntnistheoretischen Erfahrungen aus dem Umgang mit Rosa nicht aus den Augen verliert. Er erhebt zwar das Gefühl zu einem metaphysischen Prinzip, aber die kritische Besinnung warnt ihn, damit transzendente Wahrheiten *beweisen* zu wollen. So ist nach Williams Ansicht das Gefühl der Mensch „selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes . . . dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um . . . der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgend einem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird der wildeste Freigeist am Ende religiös" (II, 257). Wenn also auch auf Grund dieses Gefühls sich eine objektive Wirklichkeit nicht demonstrieren läßt, so kann doch aus dem Hange zum Wunderbaren viel gefolgert werden. „Das Bewußtsein unsrer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in unbekannte, ferne Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz garnicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele, so wie für ihre Fortdauer" (II, 258). In seiner Kindheit ergriff ihn oft die sonst vertraute Natur mit Entsetzen. Jetzt glaubt er eine Erklärung dafür zu haben: „Dann streift der Geist der Natur unserm Geist vorüber und rührt ihn mit seltsamen Gefühlen an, die wankenden Bäume sprechen in

verständlichen Tönen zu uns, und es ist, als wollte ... das Wesen unverkleidet hervortreten ... In uns selber sind wir gefangen ... der Tod zerreißt vielleicht die Fesseln, und die Seele des Menschen wird geboren" (II, 259 f.). Vielleicht sind dieser Naturgeist und das menschliche Gefühl, das mit jenem in eins fließen möchte, in engster Verbindung? „Wer weiß, was es ist, was uns regelt und regiert, welcher Geist, der außer uns wohnt und nur allmächtig und unwiderstehlich in uns hineingreift?" (II, 267 f.). Nach seiner Ansicht müßte man mehr die Erlebnisse der Jugendzeit überdenken, da damals die höchsten Gedanken, noch nicht getrübt durch verwirrende Erfahrungen der Sinne und des Denkens, in der Seele lagen. „Es ist, als wenn noch ein flüchtiger Schein einer früheren Existenz in die zarten Kinderjahre hineinspiegelte" (II, 268). Aus der Ahnung der Wahrheit, wie sie Gefühl und Phantasie eingeben, ließe sich nach Williams Ansicht ein tiefer Sinn herauslesen, wenn die „Beobachtung ebenso fein wäre als der Sinn", der solche Bilder der Einbildungskraft hervorbringt. Er wäre glücklich, wenn er sich in solcher „Himmelsverklärung", in solchem „Traume" zugleich „kommentieren" könnte, ohne erst zu Begriffen und Worten greifen zu müssen (II, 269 f.).

Dies Rütteln an den Geheimnissen des Daseins treibt ihn zu dem Wundermann Andrea, der den Schlüssel zu den Rätseln der Welt zu haben scheint (II, 284. 292 ff.). Seine Gefühlslehre hat den Boden bereitet, auf dem des Italieners Magieunwesen gedeihen kann. Lovell berichtet von dessen geheimen Sitzungen: „Es war mir, als wäre ich plötzlich in die Gesellschaft von abgeschiedenen Geistern entrückt" (II, 304). Andrea, der die ehemalige Bekanntschaft mit Williams Vater vor ihm verbirgt, spricht eines Abends in Walther Lovells Tonfall. In solcher Anspannung seiner geistigen Kräfte ist William dabei, daß er eine Halluzination für eine wahre Erscheinung hält: „Plötzlich fuhr wie ein Blitz ein Schatten über die Wand hinweg, der ganz die Bildung meines Vaters hatte" (II, 312). Andrea verstrickt ihn noch grausamer in diese Rätsel, indem er ihm Rosalinen zweimal erscheinen läßt (II, 324. 333; III, 457 f.). Jene oben geäußerten Gedanken vom Phantasiegefühl als metaphysischer Kraft werden nun in die Praxis übersetzt. Da Verstand und Sinnlichkeit im Reiche der Erscheinungen bleiben müssen, so liegt im Gefühle vielleicht eine höhere Funktion, die ihm einen Zusammenhang sichert mit dem Wesen der

Dinge. Dadurch hofft Lovell aus dem moralischen Sumpf, aus dem theoretischen und sittlichen Skeptizismus herauszukommen. Das ist seine tiefe Sehnsucht: „Vielleicht löst Ein Aufschluß alle Rätsel in und außer uns, unser Gefühl und unsre Phantasie reichen vielleicht mit unendlichen Hebeln da hinein, wo unsre Vernunft scheu zurückzittert, am Ende verschwindet alle Täuschung, wenn wir auf einen Gipfel gelangen, der der übrigen Welt die höchste und unsinnigste Täuschung scheint ... Was ist Unsinn und was Vernunft? ... Keiner wagt den dreisten Schritt näher, um die Tapeten wegzuheben ... und das Kunstwerk der äußeren Sinne so zu zerstören" (II, 313 f.). Wie Balder reizt es ihn, das Unbegreifliche kennen zu lernen, da er furchtbare Qualen vollständigen Nichtwissens über den möglichen, einheitlichen Zusammenhang zwischen Wirklichkeit und Mensch durchlebt: „Wie alles mich immer bestimmter zu jenen Schrecken hinwinkt, denen ich entfliehen wollte ... Wie in einem Ozeane schwimm ich mit unnützer Anstrengung umher" (II, 326). Flehentlich wünscht er, aus dem Chaos der Zweifel erlöst zu werden: „O, daß wir wandern könnten in ein fremdes, andres Land; ausziehn aus der Knechtschaft, in der uns unsre Menschheit gefangen hält" (II, 321). Nie hat er tiefer erkannt, wie eng das Gebiet umschlossen ist, in dem menschlicher Verstand seine Erkenntnisse sammelt: „Nebelbänke sind unser Wissen und alles was unsre Seele zu besitzen glaubt; der Zweifel rauft das Unkraut zusamt dem Getreide aus ... Der Mensch muß denken und eben darum glauben" (II, 327). Wer also wahrhaft Wirkliches erfassen will, muß über Menschenwissen hinausgreifen. Da gelingt es Andrea, ihn von der Wirklichkeit einer höheren, wunderbaren Welt zu überzeugen (II, 363).

So schwillt nun plötzlich von jenem vierten Tiefpunkt sein Gefühl zu einer höchsten, aber auch trügerischsten Höhe an. Denn Lovell sieht jetzt in sich selbst einen Magier, der mit der Kraft seines Gefühls die Grenzen, die dem Wissen gewöhnlicher Sterblicher gezogen sind, überspringen kann. Diese genialische Kraft macht ihn selbstverständlich auch frei von allen menschlich sittlichen Normen. Die Außenwelt, die für ihn, den Übermenschen, nur minderwertiger Schein ist, schätzt er nur richtig ein, wenn er sie absolut nicht ernst nimmt. „Alle Gegenstände um mich her erscheinen mir nur als leere Formen, als wesenlose Dinge. Ich errege oft jene geheimen, unbegreiflichen Gefühle in mir, in der Nacht oder in der Einsamkeit,

jene seltsam schauernden Ahnungen, die uns unwiderstehlich wunderbaren Mächten entgegen drängen" (III, 6). Dadurch gelingt es ihm auch Gedanken der Schuld, wie sie die Erinnerung an seinen Vater, an Pietro und Rosaline in ihm aufsteigen lassen, von sich fern zu halten (III, 14 f.) Als Ironiker des Enthusiasmus hat er ja die Gabe, sich frei zu machen von der verächtlichen Welt und den sittlichen Maßstäben, die in ihr gelten (III, 6).

Wie Andrea sieht er in sich einen Gott und möchte nun seine Kraft betätigen an der Welt des Scheins. Sein erstes Opfer ist Emilie Burton. Durch empfindsame Reden weiß er sie zu rühren (III, 28), obwohl alle Tugenden nur geheuchelt sind (III, 51). Aber selbst hier können wir wie bei dem Rosalinenerlebnis ein Schwanken zwischen aufrichtigen Empfindungen und gemeinen Absichten erkennen. Er erklärt ihr seine Liebe und gerät in großes Erstaunen über seine innere Verfassung, so daß er ausruft: „Ach was ist Wahrheit und Überzeugung im Menschen! Ich war jetzt von allem überzeugt, was ich da sagte, ich war schwermütig und in sie verliebt, ich hätte mich wirklich in diesem Augenblick ermorden können" (III, 53). Es ist, als suche sein moralisches Gefühl immer wieder auf Augenblicke die Kruste zu durchbrechen, die seine Selbstüberhebung, sein Egoismus um sein einst so warmes Herz geschmiedet hat. Doch verführt er sie, geht heimlich von ihr, da sie zu jenen schwächlichen und deshalb verachtenswerten Sterblichen gehört. Ja er treibt sein frivoles Spiel noch weiter, indem er Eduard zu vergiften sucht, weil dieser ihm einst Vorhaltungen wegen seines gemeinen Lebenswandels gemacht hatte. Als nicht der Freund, sondern der alte Diener Willy ein Opfer seines Anschlages wird, da vermag er, der Ausnahmemensch, in den gewöhnlichen Menschen nur Marionetten zu sehen, deren Tränen ihn auf seiner Höhe nicht zu rühren vermögen. Er berechnet vielmehr, „wie lange der Schmerz wohl noch in allen diesen Menschen kämpfen würde, und es war interessant zu beobachten, wie nach und nach die gewöhnliche Trägheit in ihnen zurückkehrte. Sie erschienen mir nun wie unbeholfene Maschinen, die an groben Fäden bewegt werden" (III, 86). Sie haben für ihn keinen Eigenwert mehr.

Ein kurzes Aufflackern guter Gefühle, womit zugleich eine Anerkennung des Wertes der Außenwelt sich wieder geltend macht, zeigt sein Wunsch, Amalie noch einmal zu sehen. Er glaubt sie wieder rein lieben zu können (III, 115). In diesem Gefühle möchte

er sterben (III, 123). Es gelingt ihm bei einem auf Amaliens Gut ausbrechenden Brande sie zu retten und noch einmal an sich zu drücken. Dann eilt er hinweg. „Verlassen von allem was lebt, verlassen von der leblosen Natur stieß ich meinen Kopf verzweifelnd gegen den Stamm des Baumes“ (III, 130). In dieser Einsamkeit, nachdem er noch einmal sein einstiges Glück mit den Erinnerungen an seine Unschuld vor sich sah, ergreift ihn die Angst vor seinen Untaten: „Ich fühle es, daß ich bisher in meiner Frechheit zu weit ging, ich war meiner selbst zu sehr versichert ... Meine Empfindung verabscheut das Laster, ob mir gleich die Sophismen des Verstandes beweisen wollen, daß es keine Laster gibt“ (III, 121).

Je deutlicher er in solchen moralischen Lichtpunkten fühlt, wie weit er sich aus der Reihe der sittlichen Menschheit keck herausgewagt hat, um so heftiger treibt es ihn zu Andrea zurück. Hat er durch ihn erst noch innigeren Anteil an jener höheren Welt, dann werden Reue und Gewissen ihm nichts mehr anhaben können. Beim Gedanken an den Meister gewinnt er seinen alten Mut wieder. „Die Nichtswürdigkeit des ganzen Menschengeschlechts hat mich von neuem getröstet, ich gebe mich über mich selbst zufrieden“ (III, 144). „Je mehr ich diese Welt hasse und verachte, je mehr fühle ich mich zu dieser überirdischen hingezogen, die mir Andrea aufschließen will. Diese Bekanntschaft ist die letzte frohe Aussicht, die ich habe“ (III, 149). „Ach meine Träume sind mehr wert als die Wirklichkeit“ (III, 233). Vor Menschenwerk ekelt ihn immer mehr. Theoretisches Nachdenken, dichten in Versen erscheint ihm als ebenso gleichgültiges Spiel wie das mit Karten und Würfeln. Letzteres verdient sogar den Vorzug, da es ständig die Leidenschaft wachhält; es entfernt ihn vom Bewußtsein seiner selbst und „taucht ihn in dunkle Gefühle und wunderbare Träumereien unter“ (III, 192 f.).

Zur weiteren Bereicherung seiner Erfahrungen tritt er jetzt auch noch einer Räuberbande bei. Warum nicht einmal Stehlen und Morden aus Beruf? Ist doch dies Handwerk nicht wertvoller als jede andre Beschäftigung, weil sie geübt wird in jener nichtigen Erscheinungswelt. „Dieser lächerlich wunderbare Umstand fehlte meinem Leben noch bis jetzt, ... Was kann unser Leben anders sein als ein groteskes Traumbild? ... der nüchterne, verdorbene Abhub einer alten, besseren Existenz ..., eine schlechte Nachäffung eines eigentlichen Lebens“ (III, 281 f.).

Auch hierbei hält er aber, wie stets, nicht lange aus. Wieder quält ihn der alte Gegensatz in seinem Innern, der ihn zwischen naivem Empfinden und Verachtung aller Menschenwerte hin und her reißt. In der Einsamkeit hat die Selbstbesinnung von allen Sophismen, mit denen er sich zu blenden suchte, den schillernden Mantel des Truges gerissen: „Eine schreckliche Nüchternheit befällt mich, wenn ich an mich selbst denke, ich fühle meine ganze Nichtswürdigkeit, ... wenn ich aufrichtig mit mir verfahre ... Ohne Genuß umhergetrieben, rastlos von diesem Gegenstand zu jenem geworfen, in einer unaufhörlichen Spannung, stets ohne Befriedigung, lüstern mit einer verdorbenen, in sich selbst verwesten Phantasie ... nein Rosa, ich kann mich selber nicht mehr ertragen. Wäre Andrea nicht, so würde ich wünschen, ewig ein Kind geblieben zu sein". So aber steht die bessere Hälfte des Lebens noch aus: „Andrea hat den Schlüssel zu meiner Existenz, und er wird mir wieder ein freieres Dasein aufschließen ... Ich werde dann die Harmonie in meinem Innern wieder antreffen" (III, 297 f.).

Daher macht er sich frei von seiner Räuberbande, um den letzten Halt bei dem alten Italiener zu finden (III, 365). Doch der entpuppt sich ihm plötzlich als das Scheusal, das er von Anfang an war. Hohnlachend über Lovells zerrissenes Herz (III, 378) stirbt er vor dessen Augen. „Und nun fühlte ich's mit aller Gewalt des ganzen schrecklichen Gefühls — daß nun alles aus sei." „Wahnsinnig werden, sterben" möchte er (III, 379). „Wie herzerhebend müßte jetzt das Gefühl sein, sich als ein recht großer Bösewicht zu kennen, sich selbst zu fürchten und zu achten. Dies Glück war mir nicht gegönnt" (III, 380). In keiner Sache war er groß, hielt jedoch dafür, eine Ausnahmenatur zu sein. In seiner vollkommenen Gebrochenheit läßt der Dichter ihn zur Selbstbesinnung kommen: „Seit langer Zeit habe ich mich bestrebt, das Fremdartige, Fernliegende zu meinem Eigentum zu machen, und über dieser Bemühung habe ich mich selbst verloren" (III, 465). „Was ist alles Grübeln und Träumen, was alle Freigeisterei? Luxus und Verschwendung, bei denen der arme menschliche Geist am Ende darben muß" (III, 466). Bescheidener, einfacher Mensch sein muß des Strebens Ziel sein.

Was er an Menschen verbrochen, will er an Pflanzen abbüßen (III, 469). Abgeschlossen von der Welt und den Menschen will er sich einen „schönen Gottesdienst errichten und so sein Herz reinigen".

Er will versuchen, in der Natur „wieder zum Kinde zu werden" (III, 472). Erst kannte er kein Maß, nun will er unter Menschendasein sinken. Denn das ist kein Menschenleben, das ist Vegetieren. Mit solchen Gedanken der Reue und der Sehnsucht nach Frieden und der Hoffnung auf Glück will er ein neues Leben beginnen in allzu bescheidenem Gebrauch seiner Kräfte. Doch Karl Wilmont wird zum Rächer an ihm. William fällt im Duell gegen seinen einstigen Freund. —

Das Extreme in Gefühl und Verstand wurde Lovells Verhängnis. Die weichlich, phantastische Schwärmerei, sein Skeptizismus und der daraus folgende Egoismus, sein geistverzehrendes Grübeln, seine Überhebung über Menschentum und -werk, sein großtuerischer Glaube, als könne er an die Sterne rühren und über Menschenwissen hinausdringen — der Dichter zeigt: alles war eitel. Er dachte zu viel und fühlte zu stark und war zu wenig tätig. Nie gewann er, ob er dem Herzen oder dem Kopfe folgte, einen Ausblick über das liebe Ich hinaus. Hier zeigt sich wieder deutlich, wohin Ungenügsamkeit und angemaßte Götterkraft führen: zur Verachtung jedes Menschenwertes, des eignen wie des fremden. Wie der alte Burton sich an Cromwell hinaufzuranken versuchte, so braucht William den Andrea, um den Glauben an seine Einzigartigkeit und das daraus gefolgerte Recht seiner Willkür durch Sophismen zu stützen.

c) Die ausgeglichenen Charaktere.

§ 8. Eduard Burton.

Wir betrachten die letzte, die positive Gruppe, in der ein Ausgleich zwischen Verstand und Gefühl stattgefunden hat. Aber auch hier ergeben sich noch Nuanzierungen, indem drei Charaktere ganz von dem weichen Empfinden ausgehen und in einer Entwicklung zur Harmonie kommen: Eduard Burton, Amalie Wilmont, Walther Lovell, während man bei Karl Wilmont und Mortimer fast einen Überschuß von Intellekt konstatieren kann.

Der „junge" (I, 14) Eduard Burton, Williams vertrautester Freund, wird von allen hoch geachtet. In Karl Wilmonts Augen ist er „wirklich ein vortrefflicher Jüngling" (I, 14), „der edelste, junge Mann" (I, 133). Der alte Lovell rühmt seine Offenheit und

Treue (I, 116). Der alte Thomas sieht in ihm einen guten Gebieter (I, 98). Wenn Tieck den Eduard mit so vortrefflichen Eigenschaften ausstattet, so wird das, was er verteidigt, auch wirkliche Lebenswerte enthalten.

Ein weiches Herz, „das alle Leiden der Menschheit mitempfindet" (I, 27), ist der Edelstein, dessen reinen Glanz William an Eduard bewundert. Bei der Überfülle seiner Liebe liegt Lovells, des Freundes Wohl, seinem Herzen näher als das eigene (II, 219 f.). Ein tiefes Bedürfnis nach Anschluß, nach Gegenliebe wacht in seinem Innern (I, 105). Wie der Mutter Liebe am Strande des Meeres ihre Gestalt sich übermächtig in die Höhe recken läßt — wie Horaz das wundervolle Bild geschaut hat — um den heimkehrenden Sohn möglichst früh erspähen zu können, so „streckt sich" Eduards „ganze Seele" in ihm aus, so oft er Williams Namen nennen hört, um zu ihm sich zu schwingen und Grüße zu bringen (III, 9).

Trotz dieser gefühlszarten Anlage besitzt er die glückliche Gabe der mäze. Übertreibung zärtlicher Gefühle, auch seinem besten Freunde gegenüber, erscheint ihm tadelnswert (III, 142). Deshalb kann er, wie Tieck zeigt, sollte sein warmes Herz auch eine Täuschung erfahren, nicht wie Andrea oder William „ein Hartherziger werden und den Glauben an jeden harmonischen Klang verlieren" (I, 41). Obwohl ihn Lovell verläßt (II, 254), ja ihm nach dem Leben trachtet (III, 59), blickt er doch nicht wie Andrea und Emilie es getan hätten, weil sie in zügelloser Schwärmerei ihr Empfinden überspannten, mit Verachtung auf sein gutes Gefühl herab (II, 255), da er sich ihm nur in gesunder Mäßigung hingegeben hat. Freilich ist er nach Lovells Anschlag, da der beste Freund ihn verriet, der Verzweiflung am Sinn der Welt nahe, Todesstimmung kommt über ihn und sein Herz seufzt: Laß mich sterben (III, 61). Aber seine tiefe Liebe, die nicht auf oberflächlichem Enthusiasmus beruht, wandelt sich sogleich in Mitleid, das zur Tat rät: „Ich muß für Lovells Sicherheit bedacht sein" (III, 61). Tieck zeigt dadurch wie nachher bei Amalie, daß ein wirklich ernst empfindender Mensch, weil er nicht überschwänglich sich einem Gefühl hingibt, zu positivem Wirken kommen kann, statt einer lebenverneinenden Melancholie wie Balder oder in das Gegenspiel kalter zersetzender Berechnung wie Andrea zu verfallen. Und dieses Aufraffen will bei Eduard viel bedeuten, der von Natur so empfindsam ist, ein so feines, um mit

Ibsen zu reden, ein „sieches“ Gewissen hat, indem er sich stets die Schuld andrer beimißt (III, 95. 96). Doch das Resultat all dieser bitteren Erfahrungen ist nur eins: Liebe zum Mitmenschen. So wird Burtons, seines Vaters, Lovells, Rosas Egoismus durch die Praxis widerlegt. Diese Liebe überwindet bei Eduard immer wieder alle Nachtgedanken und gibt ihn dem Tage und seiner Pflichterfüllung zurück (III, 236).

Wie natürlich ist Eduard, der vor exaltierten Gefühlen warnt, für eine maßvolle Pflege der Verstandesfunktionen. Nach seiner Ansicht hat die Gegenwart mit ihrer kritischen Betrachtung vor dem naiven Optimismus der Antike einen Fortschritt gemacht. Es ist sinn- und zwecklos, sich in vergangene Zeiten zurückzuträumen, wo Götter mit Menschen verkehrten, wo überall der Mensch in der Natur verwandtes Leben ahnte. Für Eduards männlich vorwärtsdrängenden Charakter bedeutet jene Zeit zwar einen schönen Traum, doch trauert er nicht sentimental ihren scheinbar entschwundenen Schönheiten nach. Das Erwachen hat vielmehr Gewinn gebracht (I, 101). Trotz dieser Bevorzugung des Verstandes in erkenntnistheoretischer Hinsicht weiß er doch, ein deutliches Beispiel von der gesunden Ausgeglichenheit seiner seelischen Kräfte, daß es Situationen gibt, die zu differenziert sind, als daß verständige Überlegungen und Worte sie lösen könnten, während edles Gefühl, das die feinsten Absichten verrät, zur Verständigung führt. „In manchen Rechtshändeln des Lebens kann nur das Gefühl allein das Wort führen, ein Händedruck, eine Träne ersetzt eine ganze Abhandlung“ (II, 95). Es führt oft besser als Worte zum Ziele: „Es ist ein Fluch, der auf der Sprache des Menschen liegt, daß keiner den andern verstehen kann“ (III, 207).

Auch im praktischen Verhalten entspringen aus einer angemessenen Dosis Vernunft nur positive Lebenswerte. Eduard warnt deshalb William: Glaube mir, daß zum Handeln eine Art von Kälte notwendig ist, „glaube mir, daß jener Taumel sehr leicht zur Erschlaffung führt“ (I, 104). Mag ihn auch Lovell als kleinlichen Menschen verachten, wenn er von Grundsätzen spricht, sie müssen doch nach Eduards Überzeugung „gleichsam der Faden sein, an dem wir unsre übrigen Gedanken und unsteten Empfindungen reihen und der sie alle regiert“ (II, 216 f.). Damit tritt er zugleich dem Determinismus, nach Tieck der ethischen Konsequenz des Sensualismus, entgegen, indem er Lovell, sich des Einflusses der Außenwelt auf „Herz“ und

„Verstand“ wohl bewußt, vor seiner „sophistischen Freigeisterei“ warnt, die die „gräßliche orthodoxe Prädetermination der Seelen“ verteidige (II, 217). Die daraus sich ergebende Machtmoral und das Prunken mit genialischer Kraft verbürgt nach Eduards Ansicht, abgesehen schon von ihrer lebenzerrüttenden Wirkung, nicht einmal das Schönste, vor allem kein dauerndes Glück. „Viele Menschen irren darinnen sehr, wenn sie nur immer streben, recht viele frohe und glänzende Epochen in ihren Lebenslauf zu bringen“, auf die doch nur „Nüchternheit“, die „unsre Seele leer und melancholisch“ macht, folgen wird (III, 8).

Maß und Einfachheit auch in der Lebensführung ist sein Ziel. „Je einförmiger und ruhiger die Zeit vorüberfließt, um so mehr genießt man seines Lebens“ (III, 8). Er selbst erfährt es an der Seite seiner jungen Frau Betty, wie heiter und zufrieden es macht, wenn man sich in den Grenzen menschlicher Fähigkeiten hält, sich frei macht von jeder willkürlichen Spannung und Übertreibung. „Wenn ich . . . ein stilles und glückliches Leben mit ihr führe, — kann ich mehr und anders wünschen?“ (III, 236). Hocherfreut ist er, als ihm eine Tochter geboren wird, da sich nun sein Wirkungskreis erweitert. An der Erreichung eines bestimmten, wenn auch kleinen, Zieles zu arbeiten, ist besser, als sich an Problemen zerreiben, deren Lösung dem Menschen doch nicht gegeben ist (III, 385 f.).

Ein Jüngling mit solch gesunder Kraft zur Bezwingung lebensfeindlicher Stimmungen und Triebe hat naturgemäß eine optimistische Anschauung von der Entwicklung der Menschheit. Sein zukunftsfroher Glaube findet seine Begründung in einer teleologischen Ansicht vom Lauf der Dinge: es wirkt sich nach ihm eine Lebenseinheit aus, in der jeder vorhergehende Bewußtseinszustand ein Glied in der geschlossenen Kette darstellt: „Wir sollten doch immer daran denken, daß jede unsrer jetzigen Meinungen mit einer früheren zusammenhängen muß, . . ., daß wir uns so durch unmerkliche Abstufungen endlich wieder einer längst veralteten Vorstellungsart nähern können: — alles dies sollte uns bewegen, nicht immer aus den vorigen Wohnungen unsrer Seelen Ruinen zu schlagen“ (II, 89). „Meine Meinung ist nicht Sophisterei oder Leidenschaft, die mir der Moment eingibt, sondern meine Ideen sind gleichsam Ein Strom, der in der fernsten Kindheit entspringt und so in gerader Richtung durch mein Leben fließt“ (II, 216). Unser Inneres ist bildungsfähig,

und gerade unsre erhabensten Gefühle sollen wir nicht wie Andrea, der alte Burton und Lovell es taten, für Affektationen halten, noch sie dazu benutzen, uns künstlich zu erhöhen. „Spürst du (William) in deinem Busen Raum für Göttergefühle, sammle sie sorgfältig ein, verbinde im Wachstum deiner Seele alles, was du schön und edel nennst“ (I, 103). Nach Eduards Überzeugung ist die menschliche Seele imstande, das schönste Kunstwerk aus sich zu bilden durch die „allmähliche höchstmögliche Vollendung ihrer selbst“ (II, 90). Wie das individuelle Dasein in einer aufsteigenden Linie abläuft, wo alle früheren Zustände notwendige Etappen zu dem höheren Ziele sind, so bedeuten alle Lebenszeiten der Menschheit nur Durchgangsstufen zu einem höchsten Zwecke. Wie er dem naiven Standpunkt der Griechen nicht nachjammert, so ist er überzeugt, daß die Gegenwart auch erst überwunden werden muß, um zu vollkommenerer Erkenntnis und sittlicher Gesinnung zu gelangen, daß „schönere Jahre kommen werden, daß sie kommen müssen“ (I, 103).

Diese aufsteigende Entwicklung, die er aus dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit abnimmt, führt Eduard zum Glauben an ein besseres Leben nach dem Tode. Emilie hat daher auf Erden „nur geträumt und nicht gelebt . . .; wie muß sie erschrocken gewesen sein, als sie sich beim Erwachen an einem so fernen und fremden Orte wiederfand“ (III, 199 f.). Als er die falsche Nachricht von Lovells Hinscheiden erhält, meint er: „Ihm ist gewiß wohl, da er nun gestorben ist“ (III, 314).

Tieck läßt ihn, der dem Verstand sein Recht gab, auch hier weise die rechte Mitte halten: er läßt Eduard kein Wissen über Transzendentes erstreben, aber den optimistischen Glauben bewahren, daß alles Wirken erst im jenseitigen Leben seine Vollendung finde.

§ 9. Amalie Wilmont.

Die zweite Gestalt aus der positiven Gruppe ist Amalie Wilmont, der Typus der einfachen, natürlich guten Seele, die im angemessenen Gebrauch ihrer bescheidenen Kräfte kampflos, ohne Fehltritt durch das Leben geht.

Amalie, eine schöne Erscheinung (I, 50), tritt uns als tief empfindendes, nur mit seiner gefühlvollen Seele beschäftigtes junges Mädchen entgegen (II, 68). Voller Mitgefühl, allen

Äußerlichkeiten abhold (II, 250) scheut sie anfangs verständige Menschen, die nach ihrer Empfindung eine „zurückstoßende Kälte“ haben (II, 70). Lovell dagegen, dem gefühlvollen Jüngling, schenkt sie freudig ihr Herz (I, 43 ff.) Als zarte Natur ergeht sie sich in melancholischen Träumereien, da Lovell Abschied von ihr genommen hat und dann lange Zeit schweigt (I, 109. 172).

Sie ist maßvoll in ihrem Liebesgefühl. Daher erschüttert sie zwar die Nachricht, daß Lovell sie nicht heiraten kann (I, 356), aber sie rast nicht in blindem Schmerz, wie sie vorher sich nicht zu exaltierten Schwärmereien hatte hinreißen lassen. Auch verfällt sie nicht wie die zuvor verzückte Emilie nach ihrer Enttäuschung in das andre Extrem, nun jedes Liebesgefühl zu verachten und als Heuchelei zu betrachten. Vielmehr zeigt der Dichter, wie die mâze ihren Lohn in sich trägt. Sie hat so viel gesunde Kraft, nach einigem Zögern (II, 69 f.) Mortimer die Hand zum Ehebund zu reichen.

Ihre Liebe zu dem einen Menschen wächst zur Mildtätigkeit für andre, sie überwindet die erste, rein empfindsame Periode, wo sie alles nur im Hinblick auf ihr Ich betrachtete. Amalie und Mortimer bewohnen fern der Stadt ein schönes Haus. Des Sonntags geht sie mit großer Andacht zur Kirche (II, 248). Trotz ihrer großen Naturliebe kommt sie nicht zu so krankhaften Empfindeleien wie Balder und William, die nur sich in der Einsamkeit suchen. „Ich fühle, daß ich hier nach und nach weit besser werde als ich sonst war, ich lerne die Menschen kennen und liebe sie mehr“ (II, 249). Die andern kamen, nachdem auf ihre Exaltationen Nüchternheit gefolgt war, zur Verachtung der Menschen, Amalie erhebt sich zu positiver Arbeit und freut sich an der Fürsorge für Arme und Kranke. Gegen den Willen ihres Mannes setzt sie es daher durch, daß sie ein altes häßliches Weib in Pflege nehmen darf. Denn „wollten wir alle Physiognomien, die uns nicht anziehen, als fremde, widerwärtige Wesen betrachten, wie oft würden wir ungerecht sein“ (II, 252).

Diese mitleidige Teilnahme fließt auch in das Andenken an den einst geliebten William ein. Sie sieht in ihm einen „gestorbenen Bruder“. Oft muß sie noch weinen. „Aber es sind nicht mehr die brennenden Tränen, die ich ehemals vergoß“ (II, 118). Der Krampf ist aus ihrer Brust gewichen, nur versöhnende, weiche Stimmung liegt in ihrer Seele, wenn sie sich in die vergangenen Tage zurückversetzt. Ihr ruhiges Empfinden, ihre Gefühlsresignation,

wenn der Ausdruck erlaubt ist, erhält sie auf sittlicher Bahn und wahrt die Gewissensruhe. Als Lovell nämlich sie, die Ohnmächtige, aus der Feuersbrunst gerettet hat, schreibt sie offen an Emilie: „Ich habe so oft gewünscht ihn noch einmal zu sehen". „Ich habe ihm nicht einmal danken können" (III, 137). Ein Hauch reiner Freundesliebe liegt über ihrer Sehnsucht nach dem, der ihr einst alles war. So wahrt sich eine schlichte Natur ihren Seelenfrieden, indem sie nichts über die Fähigkeiten ihrer Anlage hinaus unternimmt und begehrt. Wie Eduard rettet sie für sich ein bescheidenes, aber dauerndes Glück, während die andern sich turmhoch erhoben über Menschenmaß, um dann ebenso schnell und tief zu fallen.

§ 10. Walther Lovell.

Walther Lovell macht noch deutlicher die Entwicklung von subjektivistisch schwärmerischen Stimmungen zum harmonischen Gebrauch seiner Kräfte durch.

Er berichtet von seinen Jugendjahren, wo ihn sein Vater „mit der zärtlichsten Sorgfalt" erzog. Er „suchte mir schon früh ein zartes und bleibendes Gefühl für alles Edle und Schöne einzupflanzen" (I, 246). Abgeschlossen von den Kameraden wächst er in einer selbst gebauten, schwärmerisch-phantastischen Welt auf. Er lernt nur aus seinen „Lieblingsschriftstellern die Welt und die Menschen kennen: alle Menschen maß ich nach meinen eignen Empfindungen" (I, 246). So wuchsen mit seinen Einbildungen „tausend Vorurteile" (I, 247) in ihm auf. Wie Andrea und William glaubt er die Liebe und Güte, die er in sich selber stark fühlt, ebenso in andern vorhanden. Daher vertraut er sich rückhaltlos dem alten Burton an. „Offenherzig, mit einer erhitzten Phantasie, mit einer übertriebenen Empfindsamkeit kam ich ihm entgegen" (I, 248).

Seine überspannten Gefühle kommen zu Ruhe und Gleichmaß durch die tiefe Liebe zu einer bestimmten Person, Maria Milford (I, 249). Diese ehrliche Neigung läßt ihn nicht in Verzweiflung geraten, als er erfährt, daß sein einstiger Freund ihn um die Geliebte betrügen wollte (I, 259 f.). Bei seinem schlichten, warmen Gemüt verliert er auch nicht den Glauben an die Menschheit. Bald folgt ihre Heirat. Bei der Geburt Williams aber wird Maria ihm schon wieder entrissen.

Nicht verzehrt er sich wie Balder nun in krankhafter Melancholie, sondern sucht zu vergessen in Tätigkeit: er widmet sich mit seinem vollen Herzen ganz der Erziehung des Sohnes (I, 33. 52). Alt und grau geworden (I, 34), stirbt er (I, 219) aus Sorge um einen Prozeß, den er wider gutes Recht gegen Burton verliert (I, 115; II, 129), aus Gram über William, der, seine guten Absichten verkennend (I, 348. 352; II, 159), sich von dem Vater wendet.

Aus den Erfahrungen seines reichen Lebens abstrahiert er seine Lehren: Mäßigung im Gefühl, ein gewisser Verstand ist notwendig. Seine eigne Erziehung wurde nicht richtig gehandhabt, da man seiner schwärmerischen Phantasie einen zu großen Spielraum gewährte. Wie leicht hätte er bei bitteren Erlebnissen zum Pessimisten oder Egoisten werden können! Deshalb wendet er bei seinem Sohne eine bessere Methode an, er sucht ihn „mit Menschen bekannt zu machen und jenen jugendlichen Enthusiasmus zu mildern" (I, 262). Er warnt ihn: „Begegne nicht jedem mit deiner heißesten Liebe, um nicht einst das ganze Geschlecht zu hassen; sei sorgsam mit deinem Vertrauen, um nicht einst in einem ewigen Mißtrauen zu verschmachten" (I, 113). Zugleich ist er wie Eduard kein nüchterner Pedant. William soll die Schönheiten der Natur und andrer Länder in seine empfängliche Seele aufnehmen, mag er auch darüber manches von seiner trocknen Schulweisheit vergessen (I, 32).

Sein Landhaus ist ein Symbol seines Wesens: „Alles ohne Pracht, aber auch ohne unbequeme bäurische Einfalt" (I, 33). Sein Ideal ist die goldne Mitte zwischen Überladenem und Nüchternem. Nach dieser Regel hat er auch, gewitzigt durch die ersten Erlebnisse, versucht, seinen Charakter zu bilden. Daher empfindet er nun „ebenso fein als tief und steht von den kalten Menschen ebenso weit als von denen mit glühenden Gefühlen entfernt" (I, 197 f.). Er weiß, daß mit dem echten Lebensernst, der fern von Melancholie ist, sich auch Frohsinn paaren kann. Daraus erwächst „diese innige Menschenliebe" (I, 198), die Mortimer an ihm bewundert. Sie ist gegründet auf gütigem Herzen wie auf vernünftig wägendem Urteil. Gegenüber allzu hohem Streben verteidigt er die Bescheidenheit, die nichts Überschwängliches, Unerreichbares erhofft. Daher ist nach seiner Meinung „die größte Schwachheit des Menschen ..., Pläne für die Zukunft zu machen" (II, 221). Er selbst gesteht: „Ich war ein Tor, daß ich mühsam erst ein Gebäude meines Glückes aufführen

wollte und nicht die Freuden annahm, die mir das Schicksal an der Brust meines Sohnes, in den Armen einer guten Tochter . . . anbot" (II, 160). Wie sehr er von dem Wert einer Harmonie zwischen Kopf und Herz überzeugt ist, zeigt ferner sein Wunsch, seine Gedanken in eine Form zu bringen, die Denken und Fühlen in gleicher Weise vereinigt: „Für meine Gefühle und Ideen hat die gewöhnliche Sprache . . . gar keine Worte, ich müßte eine Art von Gedicht schreiben . . ., weil das, was den Menschen ganz befriedigen soll, sein Gefühl und Verstand zugleich ausfüllen muß" (II, 224). Obwohl er also die Mangelhaftigkeit der Sprache und des begrifflichen Denkens erkennt, braucht er doch nicht, wie Tieck zeigt, nach dem Muster des alten Burton zu einem egoistischen Sophisten zu werden, weil er sich sein liebevolles Gemüt bewahrt hat.

Diese Gedanken, betreffend die Möglichkeit einer besten Verständigung, führen ihn zur metaphysischen Spekulation, die in einem optimistisch-dualistischen Platonismus endet. Vielleicht gibt es eine unmittelbare Vereinigung von Mensch zu Mensch? Hat er nicht selbst gefühlt, wie sein Geist sich in ihm ausstreckte, als wenn er zu William hinüberreichen wollte? (II, 228). Doch stets trat ein Hemmnis dazwischen: der Leib mit seinen intellektuellen Fähigkeiten. So kommt er zu dem religiösen Glauben an ein jenseitiges Dasein: „Vielleicht daß sich in einem andern Leben die entfernten Gedanken schneller und edler zusammenfinden als durch Sprache und tote Zeichen. Vielleicht tut sich uns dann das Verständnis auf, daß alle, alle Menschen das Gute wollten und hatten, aber daß die grobe, unbeholfene Außenseite nicht gelenk genug war" (II, 228). Deshalb bittet er auch oft William um Verzeihung, weil er nur gute Absichten in ihm vermutet (II, 228. 231). Jener mystische Glaube macht ihn wie Eduard zu dem Mann, dessen „Liebesleben", wie es in Ibsens J. G. Borkmann heißt, nicht getötet werden, dessen Güte nicht in Haß umschlagen kann. Ist nicht außerdem eine Verständigung in diesem Leben, das einem Gefängnisse gleicht, ungeheuer erschwert, da jeder doch die Umgebung mit seinen Augen betrachten muß, alles mit der Farbe seines Ich getönt erscheint? (II, 227).

Erst im Leben nach dem Tode werden also diese Schranken fallen, wie er glaubt. Daher kennt er keine Furcht vor dem Ende. Er hat schon „einen Blick hinab ins Tal des Todes getan, und nun taumeln alle Wesen dieser Welt nüchtern und leer meinen

Augen vorüber. Alles sind nur Larven, die sich einander selbst nicht kennen" (II, 231). Unter dem Einfluß dieser Todessehnsucht erscheint ihm das irdische Leben nur als „Tand und Spiel". Doch er kann sich trösten: bald wird er „wie ein veraltetes Kleid" den „Körper" ablegen, „aber der Geist schwingt sich aufwärts und sieht mit Ruhe auf die Verwesung seines Körpers hinab" (II, 223). Mit diesen letzten Äußerungen lehrt der Dichter, daß selbst dieser optimistische Mensch mit dem grundgütigen Herzen zu ironisch-pessimistischen Gedanken kommen kann, wenn er wie Balder und Lovell sich zu sehr gehen läßt in seinem melancholischen Grübeln, es nicht niederzwingt mit der sonst so gesunden Kraft seines Empfindens.

Auch mit seiner Altersansicht, daß sein „ganzer Lebenslauf nur ein Kreis gewesen" (II, 222) sei, ist er nicht so zukunftsfroh wie Eduard, der doch an eine Vervollkommnung glaubte.

§ 11. Karl Wilmont.

Karl Wilmont ist der Typus des frischen, heiteren Jünglings, dem aber tiefes Gefühl nicht abgeht.

Er liebt die lustigen Gesellschaften, „wo Wein, Gesang, Tanz und Küsse von den reizendsten Lippen" den Menschen begeistern (I, 7). Er verkörpert den Geist der übermütig lebenslustigen Jugend (I, 47). Ihm behagt ein frisches, zupackendes Leben. „Nichts ist widriger als wenn in der Sanduhr unsres Körpers so recht gemach ein Tropfen nach dem andern langsam und zögernd unser Leben abmißt, je mehr die Ströme des Blutes durcheinander rauschen, ..., um so heller und deutlicher lebt der Mensch" (II, 46). Im Spiel der Kräfte die Freuden des Daseins in sich aufnehmen, ist seine Art, Langeweile ihm verhaßt (I, 127). Obwohl er sich als Mittelpunkt seiner Kameraden fühlen muß, wird er nicht eitel und zeigt sich somit als Widerspiel zum alten Burton und Andrea, die von ihren geistigen Vorzügen aus geradezu ein Recht auf egoistisches Beherrschen ihrer Mitmenschen ableiten. Mortimer schreibt dagegen an Karl: „Ich weiß, daß bei dir Lachen und Ernst seine Zeit hat, daß du nicht zu jenen Humoristen gehörst, die nichts lieber als den Ton ihrer eignen Zunge hören und sich mit ihrem eignen Geschwätze betäuben" (I, 284). Er weiß Maß zu halten im Lebensgenuß und wird daher nicht wie Rosa frivol und zynisch.

Ständig oberflächlicher Verkehr genügt ihm nicht, wie Mortimers Hinweis auf seinen Ernst zeigt. Dazu hindert ihn vor Freigeisterei sein Gefühl für wahre Freundschaft. Die Schönheit einer Gegend erhält für ihn erst Bedeutung, wenn ein Freund ihm zur Seite ist (I, 7). Fühlt er sich einsam und traurig, so weiß er, daß die Freundschaft alle trüben Empfindungen verscheuchen kann (I, 208). Daß seine draufgängerische Natur zarte Seiten hat, bezeugt ferner seine feine Scham, die ihn abhält, seine innersten Empfindungen jederzeit zu äußern (III, 108).

Er ist ein aufrichtiger Charakter, der bei seiner gesunden Anlage jede phantastische Schwärmerei und Sentimentalität verachtet. Er verschmäht es, seine Gefühle in überstiegene Spannungen zu versetzen, da er die darin schlummernden Gefahren kennt. „Das Vorlesen, besonders empfindsamer und rührender Sachen, ist gewiß die gefährlichste Angel, die nach einem Menschen ausgeworfen werden kann ... Daß ich ... zur Fahne jener seufzeraushauchenden und träneneintrinkenden Toren schwören werde, ... — das wirst du (Mortimer) nie von mir glauben. — Ich werde mich nie auf lange aus dem gemäßigten Klima entfernen" (I, 132). Er haßt die kränkliche Weichlichkeit, die schön mit sich selber tut, sich gern zu etwas Besonderem machen will: „Gingen wir stets mit uns selbst gerade und ehrlich zu Werke, ließen wir uns nicht so gern von kränklichen Einbildungen hintergehen, ..., die Welt wäre viel glücklicher" (I, 12).

Es entspricht seinem cholerischen Temperament, wenn er zum Grübeln und philosophischen Nachdenken keine Veranlagung in sich fühlt. Entweder biegen oder brechen heißt es bei ihm. „Ein Unglück würde mich ... toll machen können, das mit einem Male, wie aus den Wolken auf mich herabfiele, wo unser Verstand sich lahm räsonniert, die Ursache davon aufzufinden ... diese Ergebung in das Schicksal, Vorsehung, Zufall oder Notwendigkeit ... ist mir völlig undenkbar. Ich fühle gar keine Anlage in mir zu dieser Art von christlicher Geduld" (I, 201). Ein System und künstlich erdachte Maximen haben, wie seine Natur ihm zeigt, auch gar keinen Zweck. Es ist daher geradezu lächerlich, wenn der Verstand der Leidenschaft eine ernste Rede hält und sie unter seiner Hand glaubt, wenn er die Liebe und den Zorn warnt, sie würden nur in ihr eignes Verderben rennen, falls sie nicht ihm gehorchten. Kaum glaubt der Verstand Ruhe gestiftet zu haben, so steht auch schon

alles wieder in offener Revolution (I, 202 ff.). So hat Karl sich vorgenommen, gegen Emilie Burton, die er ehrlich liebt, „kälter und zurückgezogener zu sein ... Ich hatte mir ein ordentliches Schema gemacht, wonach ich handeln wollte". Plötzlich begegnet ihm Emilie und reicht ihm eine Rose. „Ich kam mir in diesem Augenblick mit meinen Vorsätzen so albern und abgeschmackt vor ..., daß ich ihr hätte zu Füßen sinken und Abbitte tun mögen" (I, 205 f.).

Seine Liebe bringt ihn auch zu ernster Tätigkeit. Er arbeitet beim Minister. Die schwersten Geschäfte werden ihm leicht im Bewußtsein seiner Neigung (II, 374). Herrlich liegt jetzt das Leben vor ihm. Der alte Burton stirbt, und so scheint ihrer Liebe nichts mehr im Wege zu stehen.

Da trifft ihn die Kunde, daß Emilie verschwunden ist. Tiefe Verzweiflung muß ihn ergreifen, der meist nur Sonne im Leben erblickte, dessen Natur nicht zum Dulden geschaffen ist: „O was ist der Mensch! Wer kann ihn verstehen, wer darf über ihn urteilen?" (III, 108). Ein bitterer Schmerz packt ihn, so daß er irre wird am Sinn des Daseins, daß er sich fragt, ob es überhaupt noch einen Zweck habe, an Lovell, dem Verführer der Geliebten, Rache zu nehmen (III, 234). Trotz seiner großen Not besitzt er, der mutige Tagesfreund, der sein Herz nicht verzärtelt hat, soviel sittliche Energie, daß er nicht Hand an sich legt. Er spürt Lovell nach und erschießt ihn im Duell. Dann geht er nach Amerika, um den Heldentod für das Vaterland zu sterben (III, 475 f.). So stellt er noch zuletzt seine Kraft in den Dienst einer größeren Sache.

§ 12. Mortimer.

Zuletzt analysieren wir den Charakter des Mannes, dessen Anlagen im Verhältnis zu denen der bisher besprochenen Romanfiguren nach des Dichters Meinung am besten zur Bezwingung des Lebens und seiner Probleme geeignet sind. Es ist der Engländer Mortimer.

Wie Karl Wilmont verbrachte er seine Jugend mit lustigen Kameraden (I, 6). Er schien dazu geboren, „aus seinem Leben einen Scherz zu machen" (I, 6). Er ist heiter und daneben auch klug (I, 14). Lovell hörte von ihm: „Er soll viel wissen, besonders Altertumskenner sein". Seine Studien führten ihn bereits nach Frankreich (I, 60). Sein Interesse an der Wissenschaft hat ihn auch

nicht auf die Dauer in der „lustigen, aber oberflächlichen Gesellschaft“ (I, 47) geduldet. Ja er ist „ernsthafter“ geworden, ohne aufgehört zu haben, „der simple, unbefangene Mortimer, der noch ebenso gern lacht als zuvor“ (I, 47 f.), zu sein.

Daß er bei seinem Scharfsinn keine kalte Natur ist, zeigt seine Begeisterung bei der Aussicht auf eine zweite Reise nach Frankreich: „Ich sehe die Gegenden noch einmal, die mich schon einst so entzückten“ (I, 62). Ferner spricht für sein tieferes Gefühl sein aufrichtiges Mitleid mit dem Gram des alten Lovell, als dieser in den Burton-Prozeß verwickelt ist (I, 198), sein Kummer beim Tode des Oheims (I, 187. 195). Er ist dem William Lovell ein wahrer Freund (I, 48).

Doch ist er gegen jeden Überschwang des Gefühls. Auch an einen Freund soll man sich nicht in blinder Schwärmerei hingeben. „Wo man nicht fremde Fehler und fremde Vorzüge entdeckt, kann man nicht verehren und nicht lieben“ (I, 80). Mortimer weiß: die sich in Traumwelten einspinnen, verlieren jeden objektiven Maßstab zur Wertung der Umwelt. Als daher der Graf Melun ihm sein Unglück in der Ehe mitteilt, glaubt er sogleich, phantastische Wünsche seien an dessen Leiden schuld. „Sie hatten sich vielleicht einen Plan entworfen, der zu schön war, um realisiert werden zu können; da Sie sich nun in Ihrer Hoffnung getäuscht sehen, so erscheint Ihnen jedes Ding trübe und finster“ (I, 289). Ähnlich sucht er auf William mit seiner gemäßigten Anlage zu wirken. Er warnt vor Gefühlsüberspannungen, vor eingebildeten Qualen und weichlicher Sentimentalität der Liebhaber (I, 49). Auf Grund seiner Erfahrungen stellt er seinem Schützling die Gefahren solcher Exaltationen vor Augen (I, 237) und freut sich, als der schwermütige Lovell „aus den unnatürlichen Regionen der Phantasie“ heraustritt und beginnt, „sich zu den Menschen herabzulassen“ (I, 188). Das Ideal Mortimers ist ein Mensch, der „kein Enthusiast, aber auch kein kalter verschlossener Mensch“, der „sehr empfindlich für das Schöne ist, ohne zum Deklamator zu werden“ (I, 79). Er liebt nach seiner Natur die ausgeglichenen Charaktere.

Diese wohltemperierte Anlage übt ihre gute Wirkung auch bei der Behandlung philosophischer Fragen aus, indem sie hierin Mortimer hindert wie die einseitigen Verstandesmenschen dem Materialismus und Egoismus zu verfallen oder wie die Schwärmer in Spekulationen sich zu ergehen, die zum Wahnsinn oder zur Melancholie führen.

So steht vielmehr seine Philosophie unter dem Zeichen der Resignation, der einfachen Konstatierung letzter Probleme.

Nach seiner Theorie ruht in Jedem etwas Festes, Bleibendes und Ursprüngliches. Die Konsequenz ist: es kann ein „Mensch nichts Fremdartiges in sich hineinnehmen" (II, 51), was sein Wesen ändern könnte. Vielleicht lagen der „Leichtsinn, diese epikuräische Freigeisterei" von Anfang an in Lovell „unentwickelt" (II, 51 f.). Daneben vertritt er die Auffassung, daß dieser Wesenskern des Menschen „immer gut" (III, 317) ist. Tieck läßt Mortimer vielleicht absichtlich hier nicht zu eindeutiger Lösung vordringen, nur einfach anerkennen, daß es um den Menschen etwas Rätselhaftes ist. Schließlich ist also jede einzelne Charakteranlage verschieden von der eines andern, und man sollte nicht nach den Gründen dazu forschen. Manche „Leute sind nun einmal so und nicht anders" (I, 46).

Nach diesen Voraussetzungen ist es „ein armseliges Ding" für Mortimer um die „Ausbildung". „In den meisten Fällen ist es nur Veränderung" (II, 52). Fort also mit aller künstlichen, äußerlichen Erziehung! So hatte er sich William gegenüber geäußert: „Wir würden alle einen Glauben haben, wenn wir uns nicht von Jugend auf ein Schema machten, in das wir uns nach und nach mühsam hineintragen, das Gerüst und Sparrwerk eines Systems und daraus unsere eingebildete Wahrheit herausschreien, und dem Nachbar gegenüber nicht glauben wollen, der in einem andern Käfig steckt" (II, 16). Hinter solchen Doktrinen verschanzen wir nur den wahren Kern in uns. Deshalb soll man in der Beurteilung seines eignen Wertes und des seiner Mitmenschen äußerst vorsichtig sein, da der Blick selten durch die veränderliche Hülle in das Wesen des Individuums eindringt (III, 317).

Aus diesen Gedanken vom präformierten Charakter folgt der ethische Standpunkt des Determinismus. Wenn wir auch versuchen, an uns zu arbeiten, so kann man doch „für nichts stehen, am wenigsten für irgend eine menschliche Schwäche" (III, 209). Der Mensch kann nichts von sich aus tun, um auf sittlicher Höhe zu bleiben: „Von welchen Zufälligkeiten hing es nun vielleicht ab, daß ich nicht wirklich schlecht wurde?" (III, 204). Mortimer sagt also nichts von einem Zusammenhang oder einer Einwirkung dieses ständig gleichen Kernes auf die stets gefährdete Hülle. Nach seiner Ansicht ist es vielmehr unnütz, bei einer Persönlichkeitsäußerung zu forschen, „ob die Seele oder der Körper daran schuld sei, von

welchen Mittelideen oder Kombinationen die ganze Erscheinung abhänge" (I, 46).

Kommt er nun durch Vernunftüberlegungen auch nicht zu einer beweisbar optimistischen Weltanschauung, so führt ihn doch sein allen lebensfeindlichen und zersetzenden Gedanken abholdes Lebensgefühl zu einem Glauben an eine aufsteigende Entwicklung: „Es gibt eine Urverfassung in uns selbst, die nichts zerstören kann, sie wird plötzlich wieder da sein ... Daß wir aber mit einem gewissen neuen, besseren Verstande zu dieser alten Verfassung zurückkehren, glaube ich selbst, denn sonst müßte man bei diesem zirkelmäßigen Leben in Verzweiflung fallen: aber so liegt in diesem Wiederkehren ein großer Trost, der, daß wir uns innerlich nie aus den Augen verlieren können, so viel wir uns auch manchmal äußerlich bemühen, es zu tun" (III, 376). Aus diesem Dualismus des äußeren unzusammenhängenden Daseins und des bleibenden inneren Wesens ergibt sich ihm die Gewißheit eines andern höheren Lebens, zu dem nicht die Vernunft, sondern ein mystisches Gefühl den Zugang offenbart. Denn „jedesmal, wenn wir ernsthaft werden, ohne zu wissen warum, erinnern wir uns vielleicht dunkel eines besseren ehemaligen Zustandes. Dem Schwärmer ist es vielleicht gegönnt, diese flüchtigen Erinnerungen festzuhalten, und er entfernt sich daher mit jedem Tage mehr vom gewöhnlichen Leben" (III, 211), bis er im Irrsinn endet. Daher ist es das Beste, sich der Erde und ihren Anforderungen zuzuwenden. Die Lösung letzter Probleme ist dem Menschen nicht gegeben. So tröstet er sich mit dem Gedanken: „Indem der Mensch auf alles resigniert, hat er den Stolz, sich selbst zu genügen" (III, 202).

Aus seinen theoretischen Erwägungen ergibt sich ihm die Konsequenz: Nur der tätige Mensch ist glücklich, der sich in einen Lebenskreis begibt, wo er gleichmäßig die Kräfte des Herzens und des Kopfes bilden kann. Zur Verwirklichung seines Ideals will er sich einen eignen Hausstand gründen (I, 286). Denn nach seiner Ansicht wird man erst als „Hausvater ein eigentlicher Bürger" (I, 285). Durch seine Zukunftshoffnungen blickt gemäß seiner Natur sogleich das Sichbescheiden, die Warnung vor dem Zuviel. „Ich habe mir keinen poetischen und empfindsamen Plan entworfen, ich habe alles genau gegeneinander berechnet, ich weiß so ziemlich, welche Freuden man von dieser Welt zu erwarten hat, und meine Forderungen sind also nicht zu hoch gespannt" (I, 285).

Amalie Wilmont beginnt ihn zu interessieren. Sein Liebesgefühl gaukelt ihm nun nicht „das Glück aus einem Feenlande“ (II, 112) vor, er rechnet mit weiser Mäßigung nur auf ein kleines, „irdisches Glück“ (II, 113). Um die Geliebte hat er nicht flatterhaft in überschwänglichen Worten geworben, denen so häufig Kälte und Verstimmung, wie bei William, zu folgen pflegt, sondern er ist sich bewußt: „Meine ausdauernde Liebe, mein Gefühl, das sich immer gleich blieb, scheint sie endlich überzeugt zu haben, daß nur dies die wahre Liebe sei“ (II, 113). Bald sind beide verheiratet (II, 220). Und nun fühlt er sich erst als Vollmensch. „Philosophie“ und „Studium“, die rein verstandesmäßige Tätigkeit, hatten bei ihm noch immer eine Leere zurückgelassen (II, 242). Früher glich er nur einem verdorrenden Baume, als er sich nur für sich selbst interessierte (II, 243). Nur der schöpft die Lebensmöglichkeiten richtig aus, der Sinnlichkeit, Geist und Zärtlichkeit harmonisch zu verbinden weiß (II, 244). Mortimer widmet sich jetzt ganz der Erziehung seines Sohnes. Schlicht und einfach wird er gehalten. Denn die Modetorheiten erfüllen die Kinder nach des Vaters Ansicht nur mit Eitelkeit, „sie halten sich für Genies und außerordentliche Menschen und denken nie daran, sich und der Welt Beweise davon zu geben“ (III, 389). Zu stiller Tätigkeit, zur Pflichterfüllung will er ihn anhalten, damit er ein zufriedener Bürger der Gemeinschaft werde.

d) Gehalt.[1])

Die Analyse der Charaktere hat gezeigt, daß in dem Roman nicht bloß eine Tendenz herrscht gegen Strömungen, die in der damaligen Zeit und Literatur vorhanden waren. Der „Lovell“ hat nicht nur eine negative Seite; es lebt vielmehr in zahlreichen Partien der Atem der wahren großen Kunst, die künstlerischer Ausdruck der Weltanschauung einer bedeutenden Persönlichkeit ist. Der „Lovell“ ist nicht abgetan mit Tiecks Worten, der Dichter habe der „Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge“ die Maske vom Gesicht reißen wollen.

Aber diese ganz einseitige Formulierung des Gehaltes haben die Literaturgeschichten aufgegriffen, ohne wenigstens zu untersuchen, gegen welche Laster und Auswüchse Tieck im besonderen ankämpft.

[1]) Vgl. oben S. 12 f.

Tieck sieht Lüge in Ansichten, wie sie Burton, Andrea, Rosa und mitunter William sophistisch verteidigen wollen, den Ansichten, als berechtige die Unzulänglichkeit menschlicher Verständigungsmittel dazu bewußt zu betrügen, als müsse jeder reflexartig auf alle Eindrücke der Außenwelt antworten und so eine einheitliche Gestaltung nach sittlichen Normen ablehnen, als gebe es im Menschen nur Verstand, der von seiner Gesetzmäßigkeit auf einen Mechanismus des Weltgeschehens schließen dürfe, um daraus ebenfalls sittliche Unfreiheit und Willkürphilosophie abzuleiten; als gebe es keine objektiven Normen, weil die Verstandeseinsicht, wie Kant gezeigt hatte, nur bis zum Bedingten vordringt und als könne man nun heucheln, der Relativismus, der in Machtmoral endet, sei einzig berechtigt. Als Heuchelei erschien Tieck ferner das genialische Treiben der Andrea und Lovell, die in enthusiastischem Gefühlskult glauben machen wollen, sie dürften mit den Menschen spielen, weil sie als Übermenschen mit höheren Welten Verbindungen hätten. Daß all solche Ansichten Trug sind, erweist er negativ dadurch, daß deren Vertreter in Menschenzerstörung und -verachtung enden; positiv durch Darstellung solcher Personen, die auch manche Unzulänglichkeit im Menschen anerkennen, aber trotzdem zu einer wertvollen Lebensgestaltung kommen.

Der „Lovell" ist ein persönliches Werk, in dem sich wertvolle positive Gedanken zum Durchbruch gerungen haben. Daß deren Herausarbeitung erstrebt werde, hatte der Autor auch selbst in seinen Vorreden betont. Aber man sprach auch hier einfach den Satz nach, der Verfasser suche einen Ruhepunkt zu gewinnen, ohne näher zu prüfen, wodurch und inwieweit ihm das gelungen ist. So kam man zu dem flüchtigen Urteil, die Gestalten seien matt, haltlos und unmoralisch. Man drang nicht in die Absicht des Autors ein, weil die Betrachtung der wertvollen Figuren über Gebühr vernachlässigt wurde. Und im besondern sah man an William nur das Unechte, Angelernte. Daher war er in den Augen der meisten Kritiker nichts als ein Lump.

Aber man begreift erst das Wesen des „Lovell", seinen tiefsten Gehalt, wenn man ihn als einen philosophischen Roman faßt. Die Ansicht, daß dies der Kern ist, wird gestützt durch die eigentümliche Übereinstimmung, die alle Charaktere verbindet: das Streben, den Sinn und das Ziel des Lebens zu erfassen, den Wert der Geisteskräfte zu prüfen, sei es für theoretische, sei es für praktische Zwecke. Das Thema des „Lovell"

lautet: welche Funktionen des Gemütes stehen dem Menschen zur Verfügung und wie weit reichen ihre Fähigkeiten, um Aufschluß über den Menschen selbst und seine Stellung in der Welt zu erhalten?

Da muß Tieck erkennen, — nachdem ein großer Philosoph, Kant, gezeigt hat: der Verstand gibt, weil er an die Formen der Anschauung gebunden ist, Sicherheit und Gewißheit nur für die Erscheinungswelt, für unsern menschlichen Erkenntnisinhalt — daß das Reich der metaphysischen Welt dem Verstande des Menschen verschlossen scheint. Und nun beginnt ein Suchen und Tasten nach neuen Möglichkeiten, in das Wesen der Dinge einzudringen. Gedanken aus der leibnizischen Philosophie scheinen die Probleme auch nur zu komplizieren. Aus ihr hatten Männer wie Hamann die These vom Geheimnis der Individualität aufgegriffen. Im System der prästabilierten Harmonie lag auch der Gedanke des Determinismus, in den Monaden der vom präformierten Charakter. So taucht bei Tieck die Frage nach der Urverfassung auf. Und da scheint mir abermals Kants Einschnitt charakteristisch: Rousseau hatte gelehrt, alles ist gut von Natur. Kant machte den Gedanken vom Radikal-Bösen wieder lebendig. Jetzt beginnt auch hier wieder bei Tieck ein qualvoller Kampf, und wir fühlen, er kann zu keiner Klarheit kommen: nach Walther Lovell ist der Kern im Menschen gut, Mortimer aber läßt diese These als Problem bestehen, William erinnert sich, daß es ihn in seiner Kindheit oft mit dämonischer Gewalt zu etwas Bösem, zu Flüchen, ja zum Mord trieb (II, 268).

Schließlich kommen die eignen Erlebnisse des Dichters hinzu, die ihn tiefe Blicke in das Irrationale des Daseins tun ließen. Unter der Wucht dieser Einsicht schleicht sich in fast alle Gestalten des „Lovell" ein Zug von Tragik, sie leiden in dem Bangen vor den Rätseln des Lebens. Jetzt erst lassen sich die Charaktere richtig würdigen und man versteht, weshalb die einzelnen Personen solche Lebensunsicherheit und oft diese Haltlosigkeit bekunden. Jetzt erst kann man dem Titelhelden selber gerecht werden, dadurch daß man ihn ernst nimmt. Wie in allen Gestalten so lebt auch in ihm ein tiefer philosophischer Drang. Tieck hat eben das Leben und seine Probleme anders geschaut als die naiven Dogmatiker und Optimisten des 18. Jahrhunderts.

Über allen Charakteren des Romans liegt die gleiche, eigenartige Lebensstimmung: das Nachdenken über die letzten Dinge. Und das

gerade ist das Erschütternde, daß sie so wenig darüber aussagen können, so daß die Ansicht aufkommen muß: das Beste ist Resignation, weil eben der große Kritiker Kant aufgetreten ist.

Jetzt wird auch der Vorwurf hinfällig, kein Mensch in diesem Roman habe ein Amt. Nichts konnte Tieck nach dem oben Gesagten ferner liegen als jedem Einzelnen einen Beruf zuzuweisen. Das gerade ist das Charakteristische, daß ihrer aller Beruf aufgeht im „Leben". Sie sollen und wollen Erfahrungen machen, um zur Erkenntnis, zu eignen Ansichten über den Sinn des Daseins zu kommen.

I. Die abgelehnte Denkart.

Nach den einzelnen Analysen ist deutlich geworden, wogegen im „Lovell" angekämpft wird: es ist die Einseitigkeit des Verstandes oder des Gefühls.

Den einzigen Wert des ersteren hatte die Aufklärung gepredigt. Sie glaubte, das individuelle Leben und seine feinen Beziehungen zu andern Individuen und zur Welt rational begreifen zu können. Dagegen zeigt Tieck, wie selbst ihre eifrigsten Vertreter, Burton und Andrea, dunkle, nicht zu ergründende Tiefen des Lebens anerkennen müssen (oben S. 18 u. 29 f.). Mit ihrem Hang, alles in Regeln fassen zu wollen, müssen sie schließlich einsehen, daß eine elementare Leidenschaft das herrlichste Gebäude des Verstandes umwirft (vgl. auch Karl Wilmont oben S. 66 f.). Zudem hat es keinen Sinn, weitausschauende Pläne für die Zukunft zu bauen, das Kommende berechnen zu wollen, da wir ja nicht wissen, was der Zweck des Lebens ist, wohin es gehen wird. Aus gleichen Gründen wendet sich Tieck gegen das Unternehmen des Verstandes, dogmatisch große Systeme aufzuführen (oben S. 49 f., 63 f., 69). Er zeigt sodann, zu welchen Leben-negierenden Zielen dieser nüchterne Rationalismus, in seine Konsequenzen verfolgt, führen muß: er verbannt jedes Gefühl und jede Ahnung. Poesie, überhaupt alle Art von Kunst, Gefühle der Liebe und Achtung, das Bewußtsein der Gemeinschaft entfernen sich unter der Verstandesherrschaft aus dem Gesichtskreis menschlicher Betrachtung. Es schwindet der Glaube an einen lebendigen Zusammenhang mit dem höheren als bloß empirisch individuellen Leben. Der Verstand sucht das ganze Dasein unter dem Gesichtspunkt des Mechanismus zu begreifen. Damit ist die Frage nach der Geltung idealer Werte erledigt. Egoismus und

Freigeisterei, gestützt auf Materialismus, sind nach Tieck notwendige Konsequenzen jener Bevorzugung. Alle ihre Vertreter enden in Menschenverachtung, ja Ekel vor dem eignen Ich. Das selbstherrliche Verstandestum ist somit ad absurdum geführt.

Auf der andern Seite wird gezeigt, wie die übertriebene Betonung des Gefühls zum Verhängnis wird.

1. Das sentimentale, schwärmerische Gefühl. Es führt bei Walther und William Lovell, bei Balder und Emilie Burton zur Melancholie, zur „Weichlichkeit". Empfindsame, rührungsvolle Szenen sind bei den Verliebten, die sich ihm hingeben, in überspanntem Grade an der Tagesordnung. Sie nähren ihr Gemüt mit Dichtwerken, die zur Schwermut oder in Traumwelten führen. Sind die Liebenden oder die sich in Freundschaft Zugetanen auf kurze Zeit von einander getrennt oder ist die verehrte Person gestorben, so drohen diese Menschen in den düstersten Stimmungen zu vergehen. In ihren Schwärmereien fühlen sie sich als Auserwählte, sie werden zu reinen Subjektivisten, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. Bei solchen Extremen, Ausflüssen des exaltierten Gefühlslebens, können sie nicht zu einer objektiven Betrachtung der Realitäten des Daseins kommen. Sie sind gewohnt, in der Umwelt nur ihr eignes Ich zu sehen. Bei der ersten Enttäuschung droht ihnen die Gefahr, alle im Grunde guten Gefühle zu verachten und zu kalten Rechnern zu werden.

2. Das genialische Kraftgefühl. Bei Andrea und William führt es zu Willkür und Mißachtung der Menschen. Wenn alle Triebe im gesteigerten Maße erwacht sind, dann erst fühlen sie sich groß. Der an Regeln sich hält, ist feige. Frei und original ist nur, der vor nichts zurückschreckt, der alle Lebensmöglichkeiten durchkostet.

3. Das sympathetische Gefühl. Indem sich ihm William überläßt, führt es ihn zum Treubruch an Amalie. Umgekehrt läßt es die Emilie Burton nicht den wahren vom falschen Edelmenschen unterscheiden. Es spielt bei ihr die Vorstellung vom platonischen Eros hinein, der zur Idee strebt. So gibt sich unter Leitung jenes Gefühles das Mädchen dem unbedingt hin, mit dem es glaubte, idealisch sympathisieren zu können. Ihr Standpunkt, eine Ideenharmonie auf sympathetischer Grundlage sei gut, offenbart sich als hinfällig; weil die kritische Prüfung fehlt, geht sie zugrunde. Die gleichen Voraussetzungen führten William zum verhängnisvollen Anschluß an die Blainville.

4. Das intuitive oder metaphysische Gefühl. Wohlverstanden nur in seiner Übertreibung wird es abgelehnt. Vor der kritischen Prüfung ergehen sich Andrea, Balder, Walther und William Lovell in sicheren religiösen Stimmungen. Sie glauben auf Grund dieses Gefühles zu wissen, daß Gott der Vater sie schützt und hält und nach dem Tode aufnehmen wird. Dieses naive Bewußtsein macht sie glücklich. Nach der kritischen Besinnung aber beginnt bei Balder und William das Experimentieren, das Suchen nach neuen Möglichkeiten, um mit Transzendentem in Verbindung zu kommen. Da sie erkannt haben, daß der Verstand nur Erkenntnis der Erscheinungen verschafft, muß es nach ihrer Ansicht nun durch künstliche Anspannung dieses Gefühles gelingen, die menschlichen Erfahrungen zu erweitern. Sie wollen schon jetzt zu jenem Reich hinter den Erscheinungen Zugang haben. Diese gewaltsam das Gefühl aufreizenden Versuche führen aber zur physischen und psychischen Zerrüttung des Organismus. Es fehlt ihnen die kühle Einsicht, die sich mit der Anerkennung der übersinnlichen Welt als eines problematischen Reiches zufrieden gibt.

II. Positive Anschauung.

„Und sehn, daß wir nichts wissen können" — diese schlichte Überzeugung ist die Wahrheit, die sich Tieck erkämpft hat. Ständig wird dem grübelnden Menschengeist ein Rätsel vorbehalten bleiben, das er nie ganz auflösen kann.

Trotz dieser zurückhaltenden Anschauung verfällt Tieck doch nicht in traurigen Skeptizismus, der, von der Relativität alles Seins niedergedrückt, vor jeder befreienden Tat zurückschreckt. Vielmehr zieht sich durch den Roman ein Glaube an einen Zusammenhang im Weltgeschehen, den das intuitive Gefühl ahnen läßt.

Im Einzelnen ergibt sich folgende Anschauung Tiecks. In jedem Menschen ist eine Uranlage, ein Festes, Unvergängliches. Wenn der Mensch mit dem Gefühl sich in sein Inneres vertieft, wenn er alle verwirrenden Eindrücke, die aus der Außenwelt kommen, von sich fern hält, dann nähert er sich seinem Wesen und ahnt und glaubt, daß dies in Zusammenhang steht mit einer übergreifenden Macht. In diesem Gefühl sieht William ein metaphysisches Prinzip (oben S. 50 f.). Und seine hier vorgetragene Meinung halte ich zum guten Teil für Tiecks persönliche Ansicht, weil sie Lovell, angeregt

durch den ernsten Balder und die positiv zu wertende Gestalt seines Vaters, verkündet, weil er hier unbeeinflußt von Rosa seinem philosophischen Triebe nachgeht, weil er zugleich mit Anerkennung der Schranken menschlichen Wissens diese Theorie nur als Postulat aufstellt (vgl. auch II, 266 f.). Ähnlich glaubt Mortimer an die Kraft dieses intuitiven Gefühls. Wenn wir ernsthaft werden, erinnern wir uns nach seiner Ansicht des ehemaligen höheren Zustandes (oben S. 70 f.), ebenso Balder (oben S. 32), sofern wir von dem Krankhaften in ihm absehen.

Was jene Verbindung herstellt zwischen dem Wesen des Individuums und dem Kern der Welt, wird gern als allliebende Kraft gedacht, die auch die Menschen untereinander einigt, die in der Natur etwas Verwandtes vermuten läßt. Indessen die Vorstellung von der Natur als einem Beseelten tritt im Roman nur auf, wenn Balder oder William sich in einer besonderen Gefühlsekstase befinden (oben S. 34. 39 f. 50 f.; II, 259 f.). Als poetische Fiktion will Tieck natürlich die Verlebendigung festgehalten wissen. Da würde er mit William (oben S. 40) gegen eine Auflösung der Qualitäten in Quantitäten eintreten, wollte verstandesmäßige Betrachtung auch aus der Dichtung jeden schönen Schein vertreiben. Tieck weiß von einem Naturgeist als beweisbarer Tatsache nichts. Denn die ganz positiven Figuren Karl Wilmont, Ed. Burton und Mortimer machen darüber keine Aussage.

Eine ständige Gefahr droht nun dem Menschen, wenn er diese Urverfassung aus den Augen verliert. Diese Möglichkeit besteht, weil der Körper Eindrücken der Umwelt ausgesetzt ist. So scheint der Leib uns zu hindern, zu unserm Ziele zu kommen, d. i. zur Erkenntnis dieses Kernes. Aus dem Leibe geht nämlich Sprechen und Denken hervor. Und durch diese Funktionen schließen sich die einzelnen wie durch einen Panzer voneinander ab. Jeder wird dadurch für den andern zu einer geheimnisvollen Individualität. Die Trennung wird verstärkt, je mehr der Verstand sich ausbildet. Dieser sieht nur die Außenseite an und beurteilt nur das Erscheinende. Er schafft leicht Mißtrauen. Wie das Gefühl aber oben schon eine metaphysische Funktion erfüllte, so wird es auch hier als intuitive Kraft zum Retter. Wer sich ihm überläßt zur Beurteilung des Mitmenschen, kann in ihm den wesensverwandten Kern entdecken. So kommt er zu einer milden Auffassung und verzeihenden Liebe allen Schwächen gegenüber.

Daneben hat die Verstandestätigkeit auch wertvolle Seiten, indem sie eine sittliche Lebensführung erst ermöglicht. Sie hindert, daß der Mensch gänzlich zerfließt unter dem Eindruck alles dessen, was er als reine Gefühls- und Triebnatur reflexartig beantworten muß. Bildet er aber sein Gedächtnis und den prüfenden Verstand, so vermag er das wertvolle festzuhalten und zur Norm für sich zu gestalten, um durch Befolgung solcher Grundsätze zur Festigung und Bereicherung seines Wesens zu kommen (oben S. 58). Dann wird die Entwicklung des Individuums wie der Gesamtheit auch in aufsteigender Linie vor sich gehen. Jede Ausbildung muß sich aber von innen heraus gestalten. Man darf niemand in fertige Schemata pressen.

Wie in praktisch-ethischer Hinsicht, so ist auch in der erkenntnis-theoretischen Erfassung der Außenwelt die Verstandestätigkeit von Gewinn. Mag das für poetisch gestimmte Naturen eine schmerzliche Tatsache sein, der positiv zu wertende Eduard muß es aber doch als einen erfreulichen Fortschritt bezeichnen, daß der Verstand eine Objektivierung der Außenwelt vorgenommen hat, daß also eine sachliche Betrachtung der Erscheinungen einsetzen kann. Die Naturbeseelung kann, wie schon angedeutet, auch aus diesem Grunde nur noch als Produkt poetischer Phantasie gelten.

Vielleicht geht der Mensch nach dem Tode mit reicherer Natur und deutlicherer Erkenntnis seines Seins in das allliebende Eine, von dem seine Seele wohl ein Teil ist, zurück, streift die hemmende Hülle des Leibes ab und sieht nun, wie alle schon auf Erden Kinder eines Geistes waren und das Gute hatten und wollten. Das ist Tiecks stark vergeistigte Religion. Diese letzten Zusammenhänge sind nicht eigentlich begreifbar, für den Menschen vielmehr durchaus problematisch. Gibt es auf Erden überhaupt eine Annäherung an die Erkenntnis der letzten Fragen, so ist es nur das Gefühl, das Ahnungen vom Unbedingten vermittelt.

Das Beste ist, in der Einsicht, daß es letzte Rätsel gibt, sie nicht rational ausdeuten zu wollen, noch sich an ihnen zu zergrübeln, sondern seiner Pflicht nachzugehen, sich zu beschränken mit seiner Wirksamkeit auf dieses Leben. In der Familie kann der Mensch zur harmonischen Ausbildung von Gefühl und Verstand — Tiecks Hauptforderung — kommen, hier kann er versuchen, seine Erfahrungen auf die Nachkommenschaft anzuwenden, daß sie Maß halten lerne in den Ansprüchen, die Kopf und Herz an sie stellen, ihr damit die

Arbeit an der Vervollkommnung der Uranlage zu erleichtern und so den Weg zum aufsteigenden Leben zu ebnen.

Tiecks Weltanschauung, wie er sie im „William Lovell" niedergelegt hat, ist, theoretisch betrachtet, dualistisch, in praktischer Hinsicht optimistisch, allerdings mit einem Einschlag von Pessimismus, wenn wir darunter die Einsicht verstehen wollen, daß es vieles im Leben gibt, das sich mit den Ansprüchen unsres sittlichen Bewußtseins nicht vereinigen läßt. Tieck hat tiefsinnig die Diskrepanz erkannt, die bleiben wird zwischen der Welt der Notwendigkeit und der Freiheit. Vorgedacht hat ihm diesen Gedanken Kant.

Wer in Tiecks Persönlichkeit eindringen will, darf nicht am „Lovell" vorübergehen. Es ist in ihm eine Beichte niedergelegt von hohem Wert, auch künstlerischem, wenn man das Breite und Tendenziöse abzuscheiden weiß. Ich will nicht leugnen, daß der erste Eindruck ein chaotischer ist, daß der „Enthüller" und Bekämpfer oft unangenehm das dichterisch Gefühlte und Geschaute zurückdrängt. Aber bei eingehendem Studium tritt uns Tieck entgegen als die ernste Grüblernatur, von furchtbaren Gefühlen hin- und hergerissen, als der feine beseelende Dichter der Natur, als der weiche Stimmungsmensch. Und wenn man von dem Stil auf den Charakter schließen darf, so offenbart sich Tieck hier als eine zarte, musikalische Natur, in der weiche Rhythmen und Melodien schwingen. So ist auch das technische Kunstmittel, das dem Werk die Einheit gibt, der Rhythmus, wie ich ihn in der Lebenskurve bei der Analyse des William hervorhob.

Andeutend kann diese Arbeit auch als ein Beitrag zum Verständnis der Persönlichkeit des Dichters angesehen werden. Bewußt habe ich diese Seite hintangestellt; denn die Aufgabe war die möglichste Erschöpfung des Gedankengehaltes. Aber dieser ist wohl totes Wissen, wenn er nicht wieder dazu zu dienen vermag, einen Menschen in bestimmtem Alter schärfer fassen, sein Leben tiefer nacherleben zu können.

Inhalt des III. und IV. Kapitels der Buchausgabe.

In einem zweiten Teil meiner Arbeit, der in den „Bausteinen zur Geschichte der neueren deutschen Literatur" abgedruckt ist, habe ich versucht, die Motive und Stimmungen des Romans mit des Dichters eignen Erlebnissen und verwandten Zeitströmungen in Zusammenhang zu bringen.

Es wird gezeigt, wie die Materialismusgedanken aus dem Paysan des Restif de la Bretonne und aus Wielands Agathon auf Tieck wirkten, wie dieser sich durch die Lektüre der Clarissa Richardsons und Nicolais Sebaldus Nothanker in die Sphäre einer engen Gebundenheit und begrifflichen Moral hineinziehen läßt.

Seine Gefühlsnatur erfährt eine Steigerung nach der schwärmerischen Seite hin durch Bekanntschaft mit dem jungen Wieland, nach der leidenschaftlich naturliebenden durch Rousseau und Shakespeare.

Die eigentümliche Ansicht Tiecks, daß der Verstand zersetzt, das Gefühl aber Liebe und Vertrauen schafft, sieht er vorgebildet im Sturm und Drang, besonders in Klinger und dem jungen Schiller. Daß dem Erkennen, dem begrifflichen Denken Grenzen gesetzt sind, wird Tieck immer mehr klar, nachdem er sich in Goethes Werther und Faust, in K. Ph. Moritz' Anton Reiser, in Heinses Ardinghello und Schillers Julius-Briefe und Geisterseher vertieft hat. Woran es liegt, daß der Verstand nur zum Bedingten vorschreiten kann, zeigt ihm Kant. Als Führer bei seinem Suchen nach einem Absoluten bietet sich ihm Jacobi an.

Zuletzt wird die Entwicklungslinie angedeutet, die Tieck selbstständig zur Romantik führt. Es wird dargelegt, wie sein eignes Phantasieweben, die dualistisch-idealistische Ansicht des jungen Wieland, der Gefühlsdrang der Genieperiode, Kant mit seinem Hinweis auf die kritische Besinnung, Jacobis Lehre von der Ahnung und dem intuitiven Erkennen die Bedingungen abgeben, die den jungen Dichter schon in diesem Roman als unbewußten Vertreter der neuen Literaturepoche erkennen lassen.

Lebenslauf.

Am 30. Juli 1888 wurde ich, Hugo Max Fritz Wüstling, evangelischer Konfession, zu Coswig in Anhalt geboren als Sohn des verstorbenen Kaufmanns Hugo Wüstling und seiner Ehefrau Marie, geb. Bethge. In meiner Vaterstadt besuchte ich fünf Jahre die Bürgerschule, sodann von Ostern 1900 an die Latina zu Halle a. S., wo ich Ostern 1907 die Reifeprüfung bestand. Um mich dem Studium der Germanistik, der Philosophie und Geschichte zu widmen, bezog ich Sommer-Semester 1907 und Winter-Semester 1907/8 die Universität Halle, darauf im Sommer-Semester 1908 die Universität München; vom Winter-Semester 1908/9 studierte ich wieder in Halle.

An Vorlesungen, Seminaren und Übungen habe ich bei folgenden Herren Professoren und Dozenten teilgenommen:

1. An der Universität München: v. Bissing, Bitterauf, v. Heigel, v. d. Leyen, Lipps, Muncker, Paul.

2. An der Universität Halle: Bremer, Busse, Consbruch, Ebbinghaus, Fester, Fries, Goldschmidt, Heldmann, Jahn, Lindner, Loofs, Lütgert, Medikus, Menzer, Muff, Niese, Robert, Saran, Stammler, Strauch, Schultze, Uphues, Wäntig, Wissowa, Wüst.

Meinen verehrten Herren Lehrern sage ich aufrichtigen Dank. Im besondern bin ich Herrn Professor Saran verpflichtet, der die vorliegende Arbeit angeregt und ihre weitere Ausführung geleitet hat. Herzlich danke ich auch Herrn Paul Kade in Sorau, der mir durch seine vertrauensvolle Güte die Promotion ermöglichte.